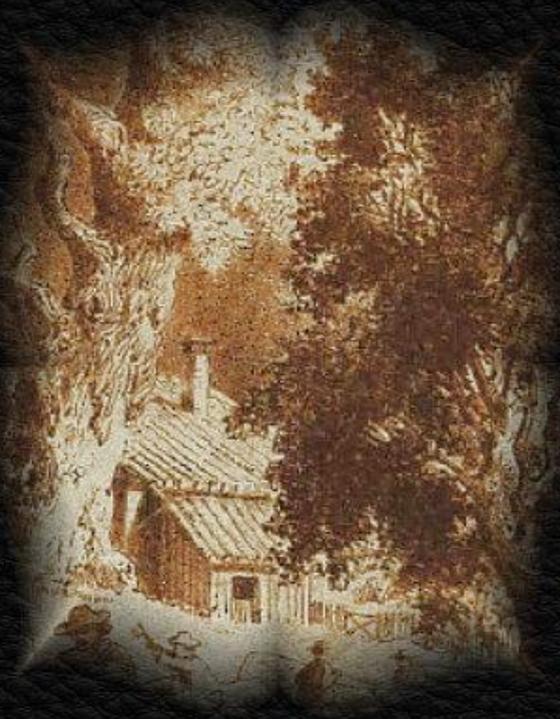


Gabriel Ferry

Farmer und Goldsucher



Abenteuer und Erlebnisse eines
jungen Auswanderers
in Virginia und Kalifornien

Gabriel Ferry

Farmer und Goldsucher

Abenteuer und Erlebnisse eines
jungen Auswanderers
in Virginia und Kalifornien

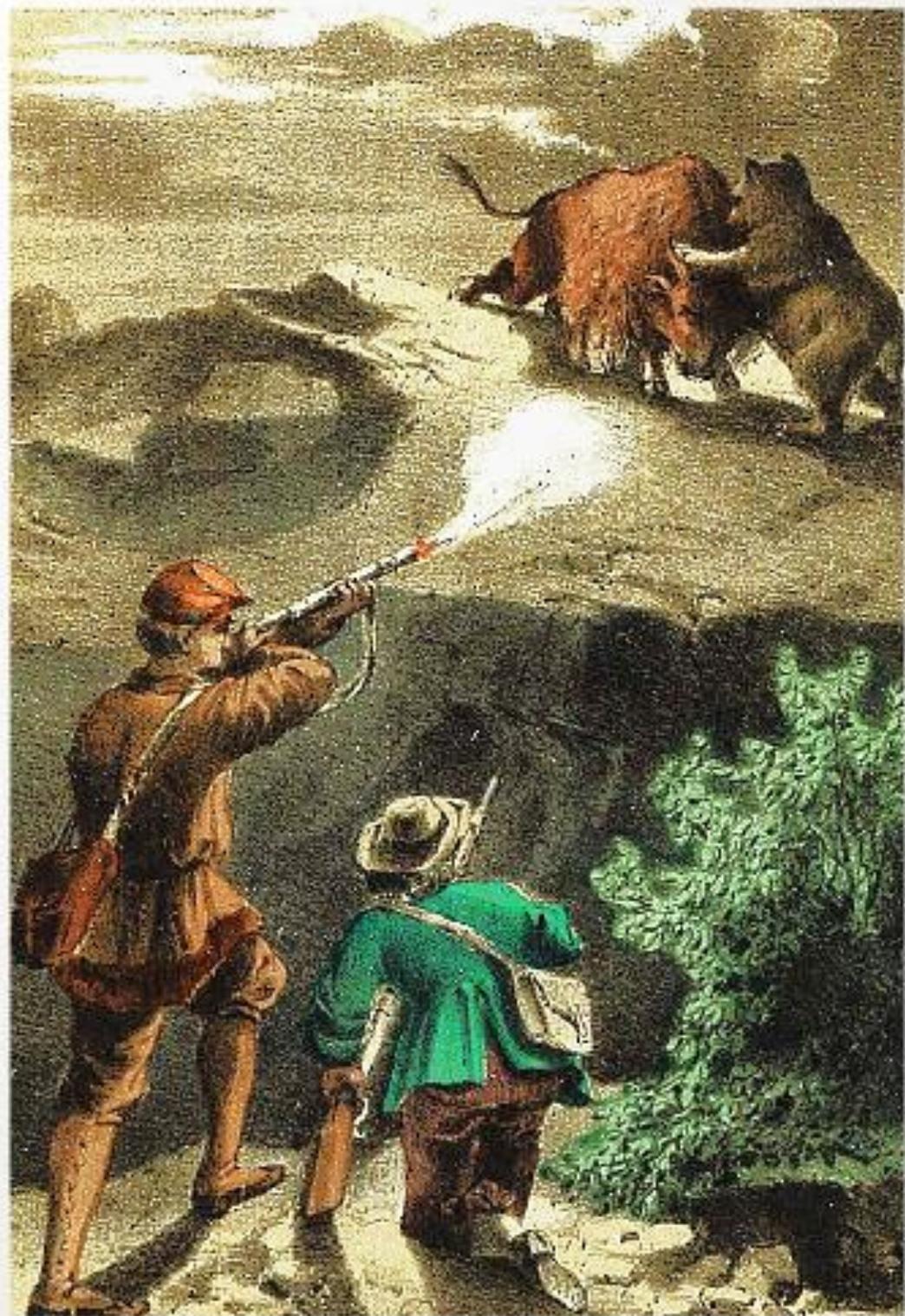
www.geisterspiegel.de

Cover © 2015 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de



Einleitung

Aus den entgegengelegenen Gegenden Nordamerikas habe ich Briefe eines jungen Auswanderers vor Augen, der durch den Bankrott eines Bankierhauses, dem er fast sein ganzes Vermögen anvertraut hatte, plötzlich seines Eigentums beraubt wurde.

Georg Warner, der letzte Spross einer angesehenen Familie Hamburgs, war keiner jener schwachen und verzagten Menschen, welche durch eine vereitelte Hoffnung oder einen fehlgeschlagenen Plan den Mut sinken lassen, in Trübsinn und Untätigkeit verfallen oder gar der Verzweiflung sich hingeben und ruhelos umherirren. Er war vielmehr ein ruhiger und besonnener junger Mann, der die nötige Kraft in sich fühlte, auch mit dem Rest seines Vermögens eine neue Laufbahn zu suchen und sich eine neue Existenz zu gründen. Er glich einem von der Art Menschen, welche das Leben wie einen Strom in Bewegung sehen, ohne Unruhe zu fühlen, wohin seine Gewässer rinnen, oder ohne sich zu fragen, ob sie sich ganz im Sande verlieren werden. Es waren ihm nach dem Sturz des betreffenden Hauses nur noch einige kleine Grundstücke geblieben, die er rasch zu veräußern wusste, um sein Vaterland verlassen und sich mit dem Erlös in der neuen Welt eine neue Heimat und Existenz gründen zu können. Er war verschwunden, ohne dass er mich von seiner Abreise unterrichtet hatte, und ich glaubte ihn eher als Kontorist in irgendeinem kaufmännischen Geschäft tätig, an das Schreibpult gefesselt und

durch überhäufte Arbeit von dem Umgang mit seinem vertrautesten Freunde abgehalten, als dass ich ihn auf den Fluten des Ozeans und darauf in dem Treiben einer ihm ganz neuen und unbekanntem Welt hätte vermuten sollen. Ich bemerkte seine Abwesenheit nicht eher, als bis ich zu meinem größten Erstaunen von ihm Nachrichten aus New Orleans erhielt und sein erster Brief dem Inhalt nach nur eine Art Einleitung zu einer umfangreichen Korrespondenz in der Form eines Reisetagebuches und mit der Färbung einer interessanten, abenteuerlichen Erzählung zu sein schien. Was mich besonders in Georg Warners Berichten in Erstaunen setzte, war der Gegensatz zweier Länder, zweier Bevölkerungen, welche sich vollkommen widersprachen. In wenigen Monaten hatte es der junge Auswanderer gewagt, sich zwei verschiedene Existenzen zu gründen, und zwar hatte er zuerst die Anfänge eines Farmerlebens in den mächtigen Wäldern Virginias kennengelernt, darauf sein Glück als Goldsucher in den Ebenen Kaliforniens zu erproben gesucht. Er hatte demnach umfassende Gelegenheit, die Gefahren und Vorteile, die Licht- und Schattenseiten beider Lebensweisen kennenzulernen. Es wird daher niemanden wundern, wenn ich seine Briefe und Erlebnisse, die für mich Erinnerungen an eine vergangene Zeit waren, freudig erwarte. Hatte ich doch dieselben Gegenden durchwandert, welche Georg so angenehm schilderte, hatte ich doch selbst unter diesen rauen Völkern gelebt, mit denen er verkehrte. Ein anderer tiefer liegender Grund indes machte mir diese Korrespondenz noch anziehender, denn ich fand darin die eindeutigen Anzeichen ernster und

gewaltiger Veränderungen, welche die Neue Welt genau wie in Europa bedrohten. Ich stellte Vergleiche zwischen Amerikas Gegenwart und Zukunft an, und die Städte allein, welche der junge Auswanderer aufsuchte, erleichterten mir diese gestellte Aufgabe. New Orleans, New York und San Francisco zum Beispiel schienen mir die bedeutendsten Phasen dieses entstehenden Weltteiles zu repräsentieren - seine vergangene und seine zukünftige Größe. Auf der einen Seite der durch die Kultur mühsam und beharrlich erworbene Reichtum, auf der anderen die wertvollen und mühsam abgebauten Schätze der Goldgräber. Mit einem Worte, Amerika von einst und heute stand sich das eine wie das andere Mal in ihren merkwürdigsten Gegensätzen einander gegenüber.

Durch ihre geografischen Lage ähneln sich die zwei äußersten Küsten dieses Erdteils; die eine dieser Städte, im Osten und am Atlantischen Ozean gelegen, blickt nach Europa, die andere im Westen wendet ihr Gesicht über den Pazifik hin Asien zu. Die Gründer von New York wurden, gleich denen von San Francisco, durch den Anblick eines mächtigen Hafens gefesselt, der durch eine ringförmige Einfassung grünender Berge gegen die heftigsten Winde geschützt war, und durch die Mündung zweier mächtiger Flüsse in das Meer zur Ansiedlung unwiderstehlich einlud. An beiden Orten fand man dieselben von der Natur gebotenen Vorteile. Der San Joaquin River und der Sacramento River sind für San Francisco, was der Hudson und East River für New York sind. Man braucht bei beiden nur die Namen zu ändern. Heute noch herrscht in San Francisco

der angelsächsische Stamm, welcher die Spanier gewaltsam vertrieben hat, wie er bereits vor fast zweihundert Jahren die holländischen Kolonisten von New York verdrängt hatte. Ein Unterschied indessen stellte sich doch heraus. Während New York sich nur durch lange und mühsame Anstrengungen zu einem blühenden Zustand emporzuarbeiten vermochte, sah man San Francisco gleich nach seiner Gründung mit erstaunlicher Schnelligkeit aufblühen. Mit anderen Worten, New York, die Haupthandelsstadt der Union, repräsentiert in ihrer Gegenwart die glänzende Zukunft von San Francisco. Diese ungeheure, sonst verödete mächtige Bucht von New York ist mit einem wahren Wald von Schiffen überfüllt, welche von und nach allen Punkten der Welt kommen und gehen. Auf den ehemaligen unwirtlichen Höhen, welche den Eingang des Hafens beherrschen, erheben sich, umgeben von kleinen gepflegten Wäldern und Gärten, friedlich und still eine ganze Reihe reizender Landhäuser hoch über die Handel treibende Stadt, welche unaufhörlich den geräuschvollen Lärm ihrer kommerziellen Tätigkeit und den Dampf ihrer industriellen Unternehmungen und Maschinen dem Himmel zuwehen lässt. Zwischen den steilen und wilden Ufern des Hudson und den sanfteren des East River kreuzen sich Dampfschiffe nach allen Richtungen hin und zeigen ihren Lauf durch ungeheure Rauchsäulen an, mit denen tief in das Land hinein die weißen Dampfwolken der mit angsterregender Schnelle dahinbrausenden Lokomotiven harmonieren, denn New York ist der Knotenpunkt der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten. Und wenn die Nacht mit ihrem

dunklen Kleid Land und Meer einhüllt, wenn die Feuer in der Stadt verloschen sind und die Laternen der Schiffe nur matt in den feuchten Fluten wiederblitzen, so erhellen der Leuchtturm von Sandy Hook und die Bergsignale von Neversink mit ihren Feuerstrahlen die unermesslichen Wassermassen und erleichtern so den Lauf der Schiffe.

Die Bucht von San Francisco bietet bei Weitem noch nicht dieses belebte Schauspiel, aber die englisch-amerikanische Bevölkerung hat ihre Anwesenheit bereits durch eine riesenhafte Tätigkeit angekündigt, welche eine gewaltige Umgestaltung als demnächst bevorstehend erwarten lässt. Indessen zog ich doch den glänzenden Schauspielen New Yorks die einsamere Umgebung von San Francisco vor. Die Länge der beiden Landzungen, welche sich ausstrecken, um die Umgebung der Stadt zu schützen; das Meer, welches sich in schäumenden Wellen an den Wurzeln der Zedern bricht, die das Ufer begrenzen. Vereinzelte Schiffe, welche in der Mitte des einem friedlichen See gleichenden Hafens ihre einsamen Masten zum ewig blauen Himmel emporstrecken. Dies alles ruft zwar einen einfacheren, aber bei Weitem lieblicheren und reizenderen Anblick hervor, als das lärmende Treiben und der gewaltige und massenhafte Verkehr der Unionshauptstadt mit seiner fast verwirrenden Überfüllung. Hier glänzt ein schmuckes, weißes, amerikanisches Schiff, wie ein gigantischer Meervogel, sorglos in den Wellen schaukelnd. Weiter entfernt reinigt ein Walfischfänger seine mit Blut und Fett beschmutzten Planken. Das ihn umspielende Meer wird durch einen dichten Schwarm herbeigelockter Zugvögel verhüllt. Noch

weiter weg erheben sich zahlreiche Inseln, wie hohe Kegel oder wie grüne Körbe über das Wasser. Und endlich am Fuße jener hohen Hügel am äußersten Ende des Vorgebirges, welches sich nach Norden zu neigt, sind am Ufer des Meeres mehrere Häuser mit blendend weißen Mauern gruppiert, einer Schar weißer Möven vergleichbar. So ist die Stadt San Francisco, wenigstens habe ich sie vor wenigen Jahren angetroffen. Wenn man von der Höhe, auf welcher sie liegt, seine Blicke über den mächtigen Hafen und der Mündungen der beiden Ströme Sacramento und San Joaquin bis zur östlichen Grenze des Horizonts schweifen lässt, bemerkt man eine lange Hügelkette, welche mit dichten Wäldern voll hundertjähriger Zedern bedeckt ist, hinter denen sich der jähe Teufelsfelsen erhebt. Es ist eine herrliche Landschaft, aber man darf dort keine Spuren industrieller Tätigkeit suchen, welche den Ufern des Hudson einen so sonderbaren Reiz gewähren. Kaum dass ein einzeltes Boot oder ein kleiner Nachen die beiden Flüsse hinunter schwimmt, an deren Ufern Elche und wilde Pferde in Ruhe und Frieden leben. Wenn in der Mitte dieser noch unbewohnten Flächen, vielleicht hinter einem Hügel oder einer Baumgruppe eine vereinzelt blaue Rauchsäule emporwirbelt, so deutet sie nicht den Lauf einer Lokomotive, wohl aber den Herd eines indianischen Jägerhaufens oder amerikanischer Wolfsjäger an, welche in diesen Wüsten Halt gemacht haben und ihrer Jagd- und Beutelust ungehindert zu fröhnen suchen. Kein Leuchtturm erhellt die Nacht für den Lauf der Schiffe auf den Wellen des Pazifik, wohl aber wirft das Mondlicht seinen blendend weißen

Schimmer auf die Schneegletscher der Sierra Nevada.

Wie ich, so hat der junge Auswanderer diese verschiedenen Gegensätze der neuen Welt untersucht, das südliche Leben in seiner wilden Sorglosigkeit, die fieberhafte Aufregung der Auswanderer aller Völkerstämme und aller Länder, im Norden die rastlose Tätigkeit und der nie ruhende Spekulationsgeist der englisch-amerikanischen Bevölkerung. Auf welcher Seite sind die bleibendsten Eroberungen und die glänzendsten Triumphe? Auf welcher Seite liegt die Zukunft der amerikanischen Welt? Alle diese Fragen drängen sich mir immer auf, wenn ich mir die so auffallenden Gegensätze zwischen New York und San Francisco vor Augen führe. Die Erzählung, welche ich aus den Inhalten der Briefen Georg Warners übernehme, wird über so manches Seltsame und Merkwürdige Aufschluss geben und meinen jungen Lesern diese Fragen vielleicht beantworten.



Kapitel 1



Nach einer Überfahrt von 45 Tagen gelangte unser Schiff, das wir in Hamburg bestiegen hatten, an die Stelle, wo der Mississippi, obwohl dem Auge selbst noch unsichtbar, seine gelben Wellen mitten in den Ozean hineintreibt, der sich selbst noch vor dem Ungestüm dieses Vaters der Flüsse respektvoll zurückzieht. Zum letzten Mal vor dem Betreten meiner neuen Heimat stellte ich mir die Fragen: Welche Mittel bringst du mit in diese neue Welt? Welcher Zukunft gehst du in deinem selbst gewählten Exil entgegen, in deiner zu gründenden Heimat, deren Zustände du bisher nur aus mündlichen Berichten und aus Büchern kennengelernt hast? Für die Summe von 1500 Taler hatte ich, als ich noch im Besitz meines Vermögens war, ein Grundstück von nicht unbedeutender Größe in den Vereinigten Staaten Nordamerikas erworben. Der damals mittelmäßige Preis für diese Ländereien war im Laufe der Zeit ungemein gestiegen. Der Zweck dieses Vorhabens war kein anderer gewesen, als mich einem meiner Freunde, der in finanzielle Schwierigkeiten geraten war, gefällig zu zeigen und ihm für den Besitztitel von gut 202 Hektar mit undurchdringlichen Wäldern bedeckten Landes jenseits des Ozeans in Virginia 1500 Taler zu zahlen. Der Kauf war gesetzmäßig geschehen und beim Gerichtshof eingetragen, in dessen Bezirk meine erworbene Beszung lag. Die rechtlichen Ansprüche auf diese unkultivierte Länderei und etwa 1800 Taler aus dem

Erlös meines Eigentums, ein Viertel meiner früheren jährlichen Einkünfte waren mein Vermögen, als jenes Bankhaus seine Zahlungen einstellte und sein Besitzer spurlos verschwunden war. Mein Entschluss war rasch gefasst. Ich schief zum letzten Mal in Hamburg und am nächsten Morgen befand ich mich als Passagier auf dem Schiff *Königin Victoria*, das noch im Laufe desselben Tages die Ankerlichtete und seine Fahrt antrat. Ich schenkte meiner teuren Heimatstadt einen letzten dankbaren Blick, und nach wenigen Minuten lag meine heimatliche Erde nur noch wie ein blauer Nebelstreifen vor meinen Augen.

Ich war noch immer niedergedrückt unter der Last des so unheilvollen Schlages, der mich zur Auswanderung gezwungen, als uns nach einer glücklichen Fahrt die Mündung des Mississippi signalisiert wurde.

Mein Herz bebte, ich gestehe es offen, bei dem Anblick dieser beiden niedrigen, überschwemmten und kotigen Ufer, zwischen denen die schmutzigen Wassermassen tobend einerschäumten, eine Menge entwurzelter Bäume und aus den Ufern dieses Riesenflusses herausgerissene Erdstücke lawinenartig mit sich wälzend. Die ungeheuren Vogelschwärme, welche mitten in den von der Wassermenge erzeugten Dunstwolken umherflatterten, die wie Strohhalme umhergeschleuderten Bäume, welche bald ihre mächtigen Wurzeln, bald ihre belaubten Zweige aus der Flut hervorstreckten, die durch die unwiderstehliche Gewalt des Stromes mit fortgerissenen Erdschollen. Der Anblick glich einer Verwüstung, eines Chaos. Unser Schiff fuhr in die Mündung des Mississippi ein. Wir näherten uns

dem Ende unserer langen Schifffahrt. Bald traten uns Spuren der alles beleckenden Kultur entgegen, wir erblickten Reisfelder, Zuckerrohranpflanzungen und gelangten endlich an einen förmlichen Wald von Masten und Tauwerk, welcher die Stelle bezeichnete, an der durch ihre Lage gegen die Gewalt des Stromes geschützt die Königin der Städte, New Orleans, sich erhebt und täglich an Größe und Macht zunimmt.

Wer in New Orleans gewesen ist, weiß, was für ein merkwürdiger Anblick es für einen Europäer ist, die schwarze und weiße Bevölkerung in den geräuschvollen Straßen vermischt auf- und abwogen zu sehen, der weiß auch, was für ein überraschendes Schauspiel es ist, zur Zeit der Flut, vom Wall aus, die tausend und mehr Schiffe und Fahrzeuge mit ihren zahllosen Masten, Flaggen und Segeln zu überblicken, welche gleichsam über der Stadt zu schwimmen scheinen. Auf diesem Wall weilte ich am liebsten und, an meine ferne Heimat denkend, betrachtete ich stundenlang die mächtigen Wellen des Mississippi. Ich hatte nach dem Weg gefragt, welchen ich zu meinem Besitztum nehmen musste, und konnte mir sagen, diese Gewässer haben vielleicht in ihrem Laufe das Land bespült, das meiner Tätigkeit harret, um bebaut zu werden. Und in der Tat lag mein Eigentum an einem Nebenfluss des Ohio, der seine Fluten selbst in den Mississippi ergießt. Meine Fahrt ging daher den Mississippi hinauf bis zu seiner Vereinigung mit dem Ohio, und in diesem wieder bis zum kleinen Städtchen Guyandotte, wo ich das Dampfboot verlassen musste und darauf noch 25 Meilen vom rechten Ufer des

Ohio aus in das Landesinnere reiste. Hier nun zwischen dem Fluss Guyandotte, welcher beim Dorf in den Ohio mündet, und zwischen einem anderen Fluss, Sandy Creek genannt, lagen die 202 Hektar Waldland, deren Besitzer ich geworden war, ohne den Gedanken zu haben, dass ich sie je mit meinen Augen erblicken würde. Wo aber lagen sie? Wie konnte ich den Anfang, wo das Ende des Grundstücks bestimmen? Ich wusste es nicht. Die Hauptsache, das Land war auf alle Fälle da, und so beschloss ich denn, ohne lange zu zögern, nach meinem Eigentum zu suchen. Obwohl ich Entsetzen und schwere Pein dort zu finden fürchtete, riss ich mich von dem Wohlleben des amerikanischen Capua los, um mich mitten in die Wüsten und Urwälder zu stürzen.

Etwa fünfhundert Dampfschiffe aller Größen und mehrere Tausend andere Fahrzeuge passieren in der Schifffahrtszeit den Ohio und den Mississippi. Ich bestieg eines dieser furchtbaren amerikanischen Dampfboote und war erstaunt über den seltsamen Kontrast zwischen dem lebhaften Verkehr auf dem Strom und dem öden und traurigen Anblick seiner beiden Ufer. Unbebaute Strecken Landes, Steppen, Sümpfe, in welchen sich die Alligatoren vor dem Anblicke der Menschen zurückziehen, wechselten auf einer Fahrt von mindestens hundert Meilen einander ab.

Ich fand durch das seltsame Gemisch von Passagieren, unter welche ich geraten war, von dieser ermüdenden Einförmigkeit des Landes etwas Ablenkung. Alle Hauptstaaten der Union waren hier vertreten. Im unteren Teil des Bootes befanden sich einige Hundert Seeleute. Sie kochten,

sangen und tranken lustig in ihrem engen Raum, indem gewissermaßen eingepfercht waren. Kanadier, welche aus den Prärien am Missouri und New Mexico zu den kälteren Nordgegenden zurückkehrten, erzählten sich ihre gefährvollen Wanderungen oder ihre Kämpfe mit Indianern. Der Pionier des Westens, die Büchse auf der Schulter, unterhielt sich eifrig mit dem Sklavenhändler aus Virginia. Quäker und Quäkerinnen, die einen an ihren breiten Rockschoßen, die anderen an ihren grauseidenen Hüten leicht zu erkennen, bewahrten mitten unter diesem Haufen geschwätziger und lärmender Menschen ihr bescheidenes stilles und sittsames Wesen. Neben einer Gruppe von Zauberern aus Kentucky sah man eine Familie aus Louisiana, welche den Sommer auf ihren Besitzungen in Virginia zubringen wollte, und kreolische Frauen, in all ihrer Schönheit unter amerikanischem Himmel frisch aufgeblühten Blumen gleich, bildeten einen reizenden Kontrast zu den herkulischen Formen der rohen Kentuckyaner. Mein Blick irrte von dem einen zum anderen Vertreter dieser mir so neuen Gesellschaft und verweilte hier und da mit Vergnügen, zumal wenn ich mitten unter den fremden Figuren einen bleichen Reisenden aus der alten Welt zu erkennen glaubte, der wie ich, vielleicht durch ein widerwärtiges Geschick aus den Tälern seiner Heimat in die Unruhen und Gefahren der neuen Welt verschlagen war. Zuweilen trat eine ungewöhnliche Bewegung auf dem Schiff ein, und zwar wenn die mitfahrenden Seeleute ihre Gesänge unterbrachen, um das an dem Ufer aufgestapelte Holz zu holen, oder wenn unser Schiff zurückkehrenden Lastschiffen begegnete.

Dann begrüßten sich die Passagiere gegenseitig mit donnerndem Hurra, welche aus der Tiefe der benachbarten Wälder in zahllosen Echos wieder zurückhallte.

Am Abend, zu einer Zeit, wo es auf dem Verdeck still und einsam wurde, trat mir die Natur der neuen Welt in ihrer erhabenen und ernsten Majestät entgegen. Der größte Teil der Passagiere schlief in den Zellen, einzelne unerschrockene Reisende streckten sich, in ihre Mäntel gehüllt, auf die verlassenen Bänke. Ich war hierbei fast immer einer der Letzten und habe so einige der schönsten Stunden auf meiner Reise verlebt. Nach dem Tumult des Tages erfolgte ein vollkommenes Stillschweigen, unterbrochen durch den dumpfen Widerhall der arbeitenden Maschine, durch das Rufen des Steuermanns und durch das Krachen überfahrener Bäume, welche unter dem Wasser durch den Kiel des Schiffes zertrümmert wurden. Die Laternen am Heck des Dampfers verbreiteten ungewisse Schimmer auf den düsteren Fluss, und über die schwarze Fläche der stummen Wellen glitten schweigsam dieselben Schiffe, welche am Tag unter Lärmen und Toben dahinbrausten. Ein Dampfer fuhr einem Feuerball gleich dicht an uns heran und verlor sich bald wieder im Schatten, geziert wie mit einer Krone von Leuchtfunken und Goldfitter. Feuer loderten an den Ufern, wie entfernte Leuchttürme, und machten die Hütte oder das Biwak eines Squatters sichtbar. Es lag ein unaussprechlicher Reiz in diesen nächtlichen Bildern, aber trotz dieser Schönheiten überkam mich zuweilen eine Wehmut, die ich vergeblich zu bekämpfen versuchte. War ich unnützer Träumer unter diesen von Kindheit auf an Kämpfe mit der

Natur gewöhnten Menschen an meinem Platz? Konnte ich mich an ihre energische Tätigkeit gewöhnen? Was sollte ich in diesen Wüsteneien beginnen? Wie sollte ich in dieser unbekanntem Welt mein Leben bestreiten? Die gigantischen Eichen, welche am Ufer emporrugten, schienen mir wie düstere Schreckgestalten meinen Weg versperren und aus dem einförmigen Klagen des Nachtwindes, der aus den nahen Wäldern herüberwehte, glaubte ich traurige Befürchtungen schöpfen zu müssen.

Ein einziger Passagier noch schien meinen Geschmack an den nächtlichen Träumereien zu teilen, denn niemals verließ er das Deck, selbst in den kältesten Nächten nicht, wo ich mich nur auf wenige Augenblicke aus meiner Zelle entfernte. Eines Morgens entschloss ich mich, ihn anzureden, und erfuhr, dass er Franzose war. Und sein Vaterland wegen des Blutvergießens der Februarrevolution verlassen hatte. Da ich französisch verstand, erwiderte ich sein Vertrauen und teilte ihm ebenfalls mein Los mit.

»Ihr habt den besten Entschluss gefasst«, sagte er zu mir, »den einzigen, der Euch blieb.« Mein Reisegefährte war einer von den Tausenden junger Leute, welche in Paris als Schriftsteller ihr Glück zu machen glaubten, bald aber grausam enttäuscht wurden und in Klagen gegen ihr Geschick ausbrachen. Er war in New Orleans mit einem Kapital von dreißig Franc angekommen und rechnete, nachdem er seine Überfahrt bezahlt, weniger auf seine ohnehin schwachen Hilfsmittel, als auf einen Roman, den er in seiner Schreibmappe trug. Ein Freund, an den er sich in seiner Verlegenheit gewandt hatte, verschaffte ihm glücklicher-

weise einen Verleger und mit dem Ertrag seines Honorars reiste der Romandichter den Mississippi herauf, um ein Grundstück zu erwerben.

Sein Werk hatte keinen Erfolg gehabt. Er entsagte daher dem unsicheren Schriftstellerleben und war entschlossen, sich für 100 Franc 10 Acre Waldland zu kaufen. Er hatte seine Wirtshausschulden bezahlt, eine Flinte und eine Axt gekauft und sich beim Kapitän unseres Dampfbootes einen ermäßigten Fahrpreis ausgehandelt, ohne mit ihm übereinzukommen, dass sein Platz im Innern und nicht auf dem Deck sei. Infolge dieses Arrangements fuhr der in einen Pflanzeer verwandelte Romandichter für einen sehr geringen Preis seinem Besitztum entgegen, musste jedoch dabei die Nacht auf dem Deck zubringen.

Die sorglose Gelassenheit dieses jungen Mannes, der über weniger Mittel verfügte als ich, gab mir meinen Mut zurück, und ich beneidete ihn fast um seine fröhliche Entschlossenheit. Er zählte mir offen sein Vermögen auf.

»25 Piaster oder 125 Franc sind mein ganzes Vermögen«, sagte er. »25 Franken reichen aus, um Kartoffeln und Pökelfleisch für ein ganzes Jahr anzuschaffen. Ich müsste viel Unglück haben, wenn ich dieser Matrosenkost nicht von Zeit zu Zeit einen Hirsch oder ein Reh, das ich mit meiner Flinte erlege, hinzufügen könnte. Es bleibt mir dann immer noch ein Restbetrag von 100 Franc. Die Hälfte hiervon werde ich zur Errichtung eines Blockhauses verwenden und den Rest dazu benutzen, um das Land zu bestellen, auf welchem meine Axt das Holz fällen wird. Wie ein Maiskorn mehrere Ähren treibt, so werde ich mit dem Ertrag

eines Ackers noch zehn andere kaufen und fortfahren, die Grenzen meiner Felder auszubreiten, bis zu dem Augenblick, wo mein Stolz als Grundbesitzer befriedigt ist und es mir gefallen wird, die Axt aus der Hand zu legen und zu sagen: Nun ist es genug. Solche Projekte sind keine Träume in einem Land wie hier. Wir nähern uns einer Stadt, deren staunenswerte Vergrößerung einen der merkwürdigsten Punkte in der Geschichte bildet. Cincinnati ...«

Mein Gefährte hielt inne. Ein Greis, in ein schwarzes, abgetragenes und bis zur Krawatte herauf zugeknöpftes Gewand gehüllt, trat einige Schritte auf uns zu, als er den Namen Cincinnati hörte. Die tiefen Furchen seines Antlitzes deuteten trotz der nur wenig gebeugten Haltung seines Körpers auf einen Mann von mehr als siebenzig Jahren. Es lag in der Physiognomie dieses Greises ein ungewöhnlicher und düsterer Zug, aus dem man die Prüfung schwerer Unglücksfälle leicht erraten konnte.

»Still!«, sagte mein Gefährte, zog mich beiseite und fügte in leisem Ton hinzu, »Ihr werdet morgen oder übermorgen die Stadt Cincinnati erblicken. Vor fünfzig Jahren gegründet, umfasst jetzt diese Stadt an dem Ufer des Ohio ein ungeheures Terrain. Sie zählt gegenwärtig 200.000 Einwohner. Dieser Greis, heute fast arm und aller Mittel beraubt, hat vor fünfzig Jahren für 48 Dollar (etwa 60 Taler) ein Grundstück verkauft, das gegenwärtig mehrere Millionen wert ist.«

Neugierig gemacht fragte ich den ehemaligen Besitzer des Terrains, auf welchem sich Cincinnati erhebt, und bewunderte die Würde, mit welcher er sein Unglück ertrug. Sol-

che schroffe Glückswechsel sind in Amerika an der Tagesordnung. Ich verlor diesen Greis aus den Augen, als die Fahrt unseres Dampfers langsamer wurde. Der Dampf drang wirbelnd aus dem Ventil.

»Hier wird angehalten«, sagte mein Leidensgefährte, »und hier bin ich an dem Punkt angekommen, wo ich der zivilisierten Welt auf lange Zeit Lebewohl sagen werde.«

Wir befanden uns in einer der wildesten Gegenden des Ohio. Eine einsame Wohnung, zur Hälfte hinter Tannen versteckt, erhob sich vor unseren Blicken. Eine Barke, von einem Fischer geführt, näherte sich unserem Schiff, um die Passagiere ans Land zu befördern. Das Gepäck des Franzosen, welches aus einem Felleisen, einem Matrosenmantel, einer Axt und einer Flinte bestand, war schnell im Nachen verstaut. Mein abenteuerlicher Freund reichte mir die Hand und folgte, ohne ein Wort zu sagen, seinen Habseligkeiten nach. Der Dampfer nahm seine Fahrt wieder auf, aber es blieb mir noch Zeit genug, den neuen Kolonisten das Land betreten, seine Arme in die Tragriemen seines Mantels schlagen, seine Axt und sein Gewehr auf die Schulter nehmen und ihn darauf im Dunkel gigantischer Bäume verschwinden zu sehen.

Die letzten Vorfälle auf meiner Fahrt verliefen ohne jegliches Interesse darauf. Den Tag nach dem Aussteigen des Romandichters kamen wir in Cincinnati an. Mit Erstaunen betrachtete ich diese Stadt, die sich innerhalb eines halben Jahrhunderts aus einer Einöde zu einem mit einer unübersehbaren Masse teils prachtvoller Häuser bestehenden, sehr bedeutenden Handelsplatz entwickelt hatte. Vergeblich

suchten meine Augen den ehemaligen Eigentümer des Terrains von Cincinnati. Dieser Mensch erinnerte mich lebhaft an die vertriebenen indianischen Häuptlinge, denen von ihren ungeheuren Besitztümern nur der nötige Raum blieb, um sich eigenhändig ihr Grab graben zu können. Der Alte war unbemerkt ans Land gestiegen.

Bald gelangten wir nun zum kleinen Städtchen Guyandotte. Hier musste ich das Dampfschiff verlassen, und ich trennte mich nicht ohne Verabschiedung von meiner Reisegesellschaft, mit welcher ich einige Tage lang die Strapazen gemeinsamer Fahrt geteilt hatte. Die Stelle, an der ich an Land ging, war jene, an der mein Kolonistenleben beginnen sollte. Glücklicherweise hielt mich ein Gedanke in diesem drückenden Augenblick aufrecht. Ich erinnerte mich, mit welcher Sorglosigkeit, ohne mehr in der Tasche zu haben als 20 und einige Piaster, mein dichterischer Leidensgenosse von New Orleans abgereist war und wie er trotzdem unbefangen in die Wildnis eilte, um seine Bäume zu fällen. Auch ich fühlte mich jetzt ermutigt durch diesen Stolz, welcher den Farmer immer mitten durch die Gefahren und Hindernisse einer noch unerforschten Natur treibt. Auch ich warf unerschrocken die Jagdflinte und die Holzaxt auf meine Schultern und begann den Kampf, den ich selbst gesucht, ohne traurig meinen Blick rückwärts zu werfen.



Kapitel 2



uyandotte, welches seinen Namen von einem der Nebenflüsse des Ohio erhielt, ist eine kleine Stadt von geringer Bedeutung. Ich wollte mich hier nur die nötigste Zeit aufhalten, um bestimmte Nachrichten über die Lage meines Eigentums zu erlangen. In einer Unterhaltung mit einem Passagier des Dampfers hatte ich erfahren, dass mein Stück Land eine Parzelle großer, öffentlich verkaufter Flurstücke war. Die Größe jeder dieser Parzellen beläuft sich auf 640 Acre.

Diese voraussichtlich unzureichenden Notizen musste ich zu vervollständigen suchen und in dem Sparrenzimmer des Gasthofes, in welchem ich abgestiegen war, glaubte ich die von mir gewünschte Auskunft erhalten zu können. Sparrenzimmer eines Gasthauses nennt man einen Teil der Parterrelokalitäten, wo hinter einem gitterähnlichen Verschlag der Besitzer einen Ausschank von Spirituosen feilhält.

In diesem Zimmer fand ich ein halbes Dutzend Gäste, welche, das Glas in der Hand, von ihren Geschäften sprachen. Mein Eintritt erregte nicht die geringste Aufmerksamkeit, und die Anwesenden fuhren fort, sich über den Preis des Bauholzes in Cincinnati sowie über den Preis von Fleisch und anderen Lebensmitteln des Landes zu unterhalten, ohne die Anwesenheit meiner Person im Geringsten zu beachten. Ich benutzte dieses allgemeine Gespräch, um mich dem Wirt zu nähern und an ihn einige Fragen über

Beschaffenheit und Lage des Landes zu richten, welches mir gehörte. Notwendigerweise musste ich diesem Menschen, von dem ich Rat begehrte, den Tag des öffentlichen Verkaufs, die Größe meines Besitzes usw. angeben. Während ich in ziemlich schlechtem Englisch mich verständlich machte, bemerkte ich, dass die Verhandlungen neben mir plötzlich aufhörten, um meinen Worten zu lauschen.

Ich bemerkte auch, dass der Gastwirt verlegen wurde und schwieg, statt mir die nötigen Auskünfte zu geben.

Plötzlich legte sich eine feste Hand auf meine rechte Schulter, meine Knie wankten und ich drohte das Gleichgewicht zu verlieren. Ich glaubte augenblicklich, einer der mich umgebenden Athleten versuche einen Angriff auf mich und machte mich zur Verteidigung bereit, drehte mich rasch um, aber das beinahe wohlwollende Lächeln, das über das breite Gesicht des Virginiers flog, enttäuschte mich. Der Riese wollte nur eine Unterhaltung mit mir beginnen, und der gewaltige Druck seiner linken Hand, die er auf meine Schulter gelegt, war so unmerklich für ihn, dass nicht ein Tropfen aus dem vollen Glas kam, welches er in seiner rechten Hand hielt.

»Ich werde diesem Gentleman«, schrie der Koloss sich an den Wirt wendend, »schon sagen, dass die Sektion, von welcher er spricht, diejenige von Red Maple ist.«

»Ach!«, stieß der Gastwirt erstaunt aus.

»Seid Ihr auch dessen sicher?«, entgegnete ich.

»Ganz sicher«, erwiderte der Virginier mit einem Anflug von Ironie in seinem Blick.

Auf meine weiteren Fragen antwortete er jedoch wieder

ernsthafter. Als ich ihm mein Verlangen, sobald wie möglich auf meinem Grundstück zu sein, nicht verbarg, sagte er: »Seid ruhig, Ihr werdet immer noch schnell genug dort hinkommen.«

Ohne sich weiter um mich zu kümmern, wandte er sich wieder von mir weg und leerte sein mächtiges Glas Whisky in einem Zug. Als ich den Raum verlassen wollte, trat eine neue Gestalt in das Zimmer, welche den übrigen weder an Größe noch an kräftigen Körperbau nachstand. Weite, bis an die Schenkel reichende lederne Gamaschen, große, mit ledernen Riemen an seine starken Jagdschuhe befestigte Sporen, ein kurzer Rock und ein Hut mit mächtiger Krempe bildeten die Bekleidung des Neuankömmlings. Eine Peitsche in der Hand, eine schwere Büchse auf der Schulter ging der Mann auf den Schanktisch zu und wechselte grüßend einige Worte mit den anwesenden Gästen. Der Wirt füllte ihm auf sein Verlangen hin ein Glas.

»Was gibt's Neues in Cincinnati?«, fragte er, sein Glas in die Hand nehmend. »Ich bringe jetzt den größten Transport von Pappel- und Eichenholz, der je auf dem Strom hinunter schwamm, zum Verkauf in die Stadt.«

«Wir haben gute Nachrichten von dort. Der Vorrat geht zu Ende und die Preise werden fest«, entgegnete der Virgini-er, der zuerst mit mir gesprochen hatte. »Aber wir haben hier auch etwas Neues, freilich in anderer Art.« Er zeigte auf mich und sprach: »Hier siehst du den Herrn von Red Maple.«

Der Angekommene erzitterte, sein sonnverbranntes Gesicht erbleichte und seine Hand zuckte so, dass der Whisky

aus dem Glase schwappte. Indes erholte er sich rasch wieder.

»Ha!«, rief er mit unterdrückter Stimme und maß mich mit einem Blick schlecht verborgener Wut. Seine muskulösen, behaarten Fäuste ausstreckend sprach er zu mir: »Weiße und zarte Händchen sind nicht für Axt und Büchsen geschaffen.«

Ich gestehe, dass ich mich in diesem Moment nicht ohne Bestürzung mit diesen robusten Holzfällern verglich. Auch wusste ich nicht, was ich auf diese höhnischen Worte erwidern sollte. Der Mann ließ sich auf einen Stuhl fallen, der unter der Last seines Leibes wankte und legte nach amerikanischer Sitte eines seiner Beine auf einen danebenstehenden Tisch.

»Ihr werdet denken«, fuhr er fort, »dass ich mich um etwas kümmern, was mich nichts angeht. Indessen, glaubt es mir, wäre es für Euch viel besser, dorthin zurückzukehren, von wo Ihr kommt, wahrscheinlich von New York, als nach Red Maple zu gehen.«

»Und warum, wenn ich fragen darf?«

»Aus Gründen, die ich nicht nötig habe, Euch mitzuteilen«, erwiderte er, piffte darauf eine Yankeemelodie und beendete so auf typisch amerikanische Weise die Unterhaltung.

Diese zweideutigen und gehässigen Worte sowie die mysteriöse Warnung, welche mir der Unbekannte gab, machten mich unruhig und besorgt. Während ich den Sinn dieser drohenden Worte zu ergründen suchte, erschien ein junger Mensch an der Tür und rief: »Township, hier ist je-

mand, der nach Euch fragt.«

Der Holzfäller, welcher mich vorher gewarnt hatte, Red Maple aufzusuchen, erhob sich schnell und folgte dem Knaben.

Nach und nach entfernten sich die übrigen Gäste, sodass ich mit dem Wirt allein blieb.

»Wisst Ihr denn nichts Genaueres in Bezug auf mein Grundstück?«, fragte ich ihn.

Ein kurzes Nein war die einzige Antwort, welche ich erhielt. Da ich einsah, dass jede weitere Frage unnütz sei, ging ich meines Weges. Der unangenehme Eindruck, den diese Unterhaltung auf mich gemacht hatte, verflüchtigte sich bald wieder. Ich begriff das ganz natürliche Erstaunen dieser Männer beim Anblick eines Europäers, der ein beträchtliches Stück Waldland ganz allein urbar machen wollte. Ohne Zweifel hielten sie dieses Wagnis für ein über meine Kräfte hinausreichendes, und ihre vielleicht wohlgemeinten Worte hatten sicher keinen anderen Zweck, als mich vor einer gefahrvollen Arbeit zu warnen. Ich war jedoch fest entschlossen, vor nichts zurückzuschrecken. Ich kannte das Gebiet, das mir gehörte, und bot nun alles auf, um es mit eigenen Augen zu erkunden.

Je weniger es in den Vereinigten Staaten an Verbindungswegen fehlt, desto größeren Mangel hat man an regelmäßigen Transportmitteln, und hieraus entspringt die Notwendigkeit, öfters längere Reisen zu Pferde zu machen. Mein Stück Land war 25 Meilen von Guyandotte entfernt, und in zwei Tagen konnte ich diesen Weg zurücklegen. Ich wollte mir gerade ein Pferd kaufen, als mich der Knabe an-

redete, der Township vorhin weggerufen hatte. »Wenn Ihr nach Red Maple zu gelangen wünscht«, begann der kleine Bube mit listiger Miene, »so kann ich Euch entweder ein kleines Fahrzeug besorgen und den Guyandotte bis zu Eurem Eigentum hinaufzufahren, oder auch ein Pferd, um zu Lande dahin zu gelangen.«

»Und wer hat dir denn gesagt, dass ich nach Red Maple will?«

»Township!«

Von diesen beiden Transportmitteln wählte ich das Pferd. Wir machten darauf noch aus, dass mich mein Führer am anderen Morgen im Wirtshaus abholen sollte.

Kaum glänzten die ersten Schimmer der Morgendämmerung am Himmel, als ich das Scharren zweier Pferde unter meinem Fenster vernahm. Ich warf einen Blick durch das Fenster und erblickte den kleinen Burschen von gestern bereits im Sattel sitzend und die Zügel eines zweiten Pferdes in der Hand haltend, das für mich bestimmt war.

»Kennst du denn den Weg nach Red Maple?«, fragte ich meinen jugendlichen Führer.

»Ich habe ihn wenigstens schon zwanzigmal gemacht und würde ihn mit verbundenen Augen finden.«

Mehr verlangte ich nicht wissen zu wollen. Da ich nur englisch sprach, wenn ich dazu gezwungen wurde, zog ich es vor, mich nicht mit dem Jungen zu unterhalten, sondern das Land, das wir passierten, genau in Augenschein zu nehmen. Spuren von Kultur und Urbarmachung wurden immer seltener, und der Weg nahm fortschreitend einen immer wilderen Charakter an. Unsere Wanderung führte

längs des Ufers des Guyandotte hin. Leichten Böschungen, welche in der Nähe des Dorfes waren, folgten zahlreichere jähre Hänge. Der Fluss, angewachsen durch das Schmelzwasser des letzten Schnees, gelb gefärbt durch das Losreißen von Uferstücken und verdunkelt durch hohe dichte Bäume, welche keinen Sonnenstrahl hindurchließen, brausete mit tosendem Lärm zwischen zwei hohen, von Steinkohlenadern durchzogenen Bergen dahin. Nachdem wir den Flusslauf aus den Augen verloren hatten, hörten wir noch immer sein Rauschen in der Ferne. Sowohl in den sandigen Ebenen als auch in den düsteren Tannenwäldern verriet kein Zeichen die Gegenwart eines Menschen. Nur einige Male fanden wir die Überreste einer Hütte oder die verkohlten Stämme verbrannter Bäume.

Gegen Abend erst zeigten uns einige Maisfelder und einige auf den Weideflächen zerstreute Herden Spuren menschlicher Redlichkeit. Bald darauf fanden wir hinter einem Verhau von Bäumen eine Farm mit ihren aus horizontal übereinandergelegten Baumstämmen gebildeten Mauern und ihrer hoch und leicht aus roten Ziegelsteinen gebauten Esse. Ein sorgfältig grün angestrichener hölzerner Verschlag mit sauberen, wie Bergkristall durchsichtigen Fenstern lud uns freundlich ein und versprach uns ein bequemes Nachtlager.

In dem Augenblick, als ich meinem Führer das Zeichen gab, sich dorthin zu begeben, tönte uns der Hufschlag eines im Galopp daherkommenden Pferdes aus dem Gebüsch entgegen. Ich wandte rasch den Kopf und sah meinen geheimnisvollen Ratgeber aus dem Schankzimmer von Guy-

andotte auf einem ausgezeichneten Rappen hinter uns herkommen. Diese unerwartete Erscheinung erweckte in mir eine unangenehme, fast peinliche Empfindung, zumal ich mich auf meiner Wanderung am Rande des Waldes hin freundlichen und heiteren Eindrücken hingegeben hatte. Townships Wesen übte diesen Wechsel aus, und der Blick, den er auf mich warf, als er herangekommen war, erschien mir fast drohend. Nach einigen leise mit meinem Führer gewechselten Worten gab er seinem Gaul die Sporen und setzte seinen Weg fort, ohne sich wieder nach mir umzusehen. Wenige Augenblicke darauf stiegen wir vor der Farm ab. Bevor wir eintraten, glaubte ich James, so hieß mein jugendlicher Führer, nach dem Wesen und Charakter dieses Township fragen zu müssen, der mir bereits keine wohlgesinnten Dinge gesagt hatte.

»Wer ist dieser Mann?«, fragte ich ihn.

»Das ist Township.«

»Und du weißt nichts Näheres über ihn?«

»Nein!«

»Hat er vielleicht einen Grund, von mir etwas verlangen zu können?«

»Noch nicht.«

»Hatte er die Absicht, in dieser Farm einzukehren?«

»Ja!«

»Und warum ritt er vorbei?«

»Um nicht mit Euch unter einem Dach schlafen zu müssen.«

»Und kannst du mir nicht sagen, was er für Gründe zu diesem sonderbaren Benehmen hat?«

James schüttelte mit geheimnisvoller Miene den Kopf. »Seht«, sagte er zu mir, »ich weiß nur, dass ich Euch nach Red Maple begleite. Wollt Ihr diese Nacht hierbleiben? Das kostet drei Schilling für uns und die Pferde. Das Quartier ist hier gut und sicher.«

Ich gab es auf, von James etwas zu erfahren, und klopfte an die Tür der Farm. Wir wurden mit der so liebenswürdigen Zuvorkommenheit empfangen, welche den Virginier von den übrigen Amerikanern unterscheidet. Das Innere der Hütte harmonierte vollkommen mit dem Äußeren. Der Farmer führte mich in das beste Zimmer seiner Wohnung. Eine junge Frau saß an dem mit den schönsten Schlinggewächsen umrankten Fenster und spann sehr fleißig an ihren Röcken. Das Fenster, welches offen stand, ging nach einem kleinen Garten voll blühender Blumen hinaus. Ein frischer Luftzug führte den Duft blühender Akazien in das Zimmer und spielte mit den blonden Haarsträhnen, welche die sanft geröteten Wangen der jungen Spinnerin umflossen. Drei kleine Kinder, rosig und blond wie ihre Mutter, spielten in den letzten Sonnenstrahlen auf dem Fußboden. Über dem Herd hing, mit wildem Moos geschmückt, die Flinte des Hausherrn. Als der letzte Schimmer des Tages verschwand, erhob sich das Geheul der im Walde herumirrenden wilden Tiere, untermischt mit dem wunderlichen Gesang der Waldvögel.

Nach der Abendmahlzeit, welche Herren und Bedienstete um einen Tisch vereinigte, zog ich mich in das kleine, für Fremde bestimmte Zimmer zurück. Dort, zum ersten Mal seit dem Morgengrauen allein, ließ ich die Ereignisse des

Tages ungestört Revue passieren. Durch welches Missgeschick hatte ich den Unwillen eines Menschen erregt, den ich zum ersten Male in meinem Leben gesehen habe? Was konnte diesen Mann davon abhalten, mit mir unter einem Dach zu übernachten? Während ich mir diese Fragen zu beantworten suchte, warf ich noch einen Blick durch das Fenster und glaubte zwei Schatten, menschlichen Gestalten gleich, nicht weit vom Haus unter den vom Mond beschienenen Bäumen zu sehen. Die größere dieser Gestalten schien Township, die kleinere James zu sein. Von der Wahrheit dieser Vermutung konnte ich mich jedoch nicht überzeugen, da sich beide entfernten und hinter den Bäumen verschwanden.

Ich wartete umsonst auf ihr Wiedererscheinen und legte mich ermüdet nieder.

Am anderen Morgen weckte mich ein freundlicher Sonnenstrahl und ich konnte mich eines Lächelns über die beiden Schatten nicht erwehren, welche mich gestern fast ängstlich gestimmt hatten. Der frische Morgenwind bewegte vor meinem Fenster die noch zarten Maishalme und spielte in den Blüten der Baumwollstauden. Die Knechte der Farm gingen singend an ihre Arbeit, die junge Herrin kam aus dem Haus heraus, und James hielt die gesattelten Pferde schon zur Weiterreise bereit. Kein Zug seines Gesichts verriet Treulosigkeit oder Arglist. Wir ritten weg, und indem ich einen Abschiedsblick noch auf die freundliche Wohnung warf, welche ich hinter mir zurückließ, stieg in mir lebhaft der Wunsch auf, in solch traulicher Abschiedenheit zwischen Garten und Wald mein Leben zu

bestreiten. Schon sah ich mich in meinen Träumen im Besitz einer jungen lebenswürdigen Frau mit blauen Augen und roten Wangen, welche am ländlichen Herd auf meine Rückkehr wartete. Solche Bilder beschäftigten mich so auf dem Weg, sodass ich ohne eine Ermüdung zu spüren, zu einer zweiten Farm gelangte, bei der wir anhielten, um eine kräftige Mahlzeit einzunehmen, welche aus Rehbraten und Maiskuchen bestand. Der Tag war schon sehr weit vorge- rückt, als wir wieder aufbrachen und nach einem zwei- stündigen Ritt den Gipfel einer langen Hügelkette erreich- ten.

»Betrachtet«, rief plötzlich mein kleiner Führer, »diesen Bach, der sich zu Euren Füßen hinschlängelt, dort vor Euch jene blaue Hügelreihe, rechts diesen mächtigen Teich mit grünen Ufern, links diese Gruppen blühender Ahornbäu- me.«

»Nun?«

»Und Ihr seht Red Maple! Diese Bäume, dieser Teich, jene Hügel sind die Grenzen Eures Landstücks.«

»Wie? Das ist mein Eigentum!«, rief ich entzückt bei dem Anblick dieses mächtigen Waldes und der herrlichen Wie- sen.

Mein Ausruf entlockte dem kleinen James ein ironisches Lächeln. »Hier muss ich Euch verlassen«, erwiderte er, »noch ist es Zeit, wenn Ihr umkehren wollt!«

»Umkehren? Du scherzt wohl?«

»Nein, nein, in vollem Ernst! Habt Ihr denn nichts gese- hen, nichts gehört? Macht übrigens, was Ihr wollt. Ich für meine Person mag mich nicht mit dem Eigentümer von Re

Maple streiten.«

»Der Eigentümer von Red Maple? Gibt es denn derer zwei?«

»O nein, es gibt nur einen.«

»Also!«

»Es gibt nur einen. Aber zu Euch gesagt ... haltet Euch nicht dafür.«

Ich betrachtete James mit erstaunter Miene.

Er sprach zu bestimmt, als dass ich seine Worte als erfunden halten sollte, und fuhr fort: »Was erstaunt Ihr? Erinnerst Euch doch der Antworten, die man Euch im Schankzimmer in Guyandotte gegeben hat! Denkt Ihr nicht an die Warnungen, die Euch Township gemacht hat? Seid Ihr nicht gestern einem Menschen begegnet, der mit Euch nicht unter einem Dach schlafen wollte?«

»Ich habe das alles bemerkt und suche noch immer nach der Lösung dieser Rätsel.«

»Das ist doch alles ganz klar. Township wird jedenfalls verpflichtet sein, Euch zu ermorden, und er hat dazu seine Mittel.«

»Mich ermorden? Was habe ich ihm denn getan?«

«Township ist ein Squatter«, berichtete ernst der Knabe, »und ein Squatter fragt nicht nach Gesetz und Richter. Er vertraut auf seine Büchse und sein gutes Recht. Besitz gilt mehr als Titel und Township besitzt Red Maple. Wollt Ihr nun hier bleiben oder nicht?«

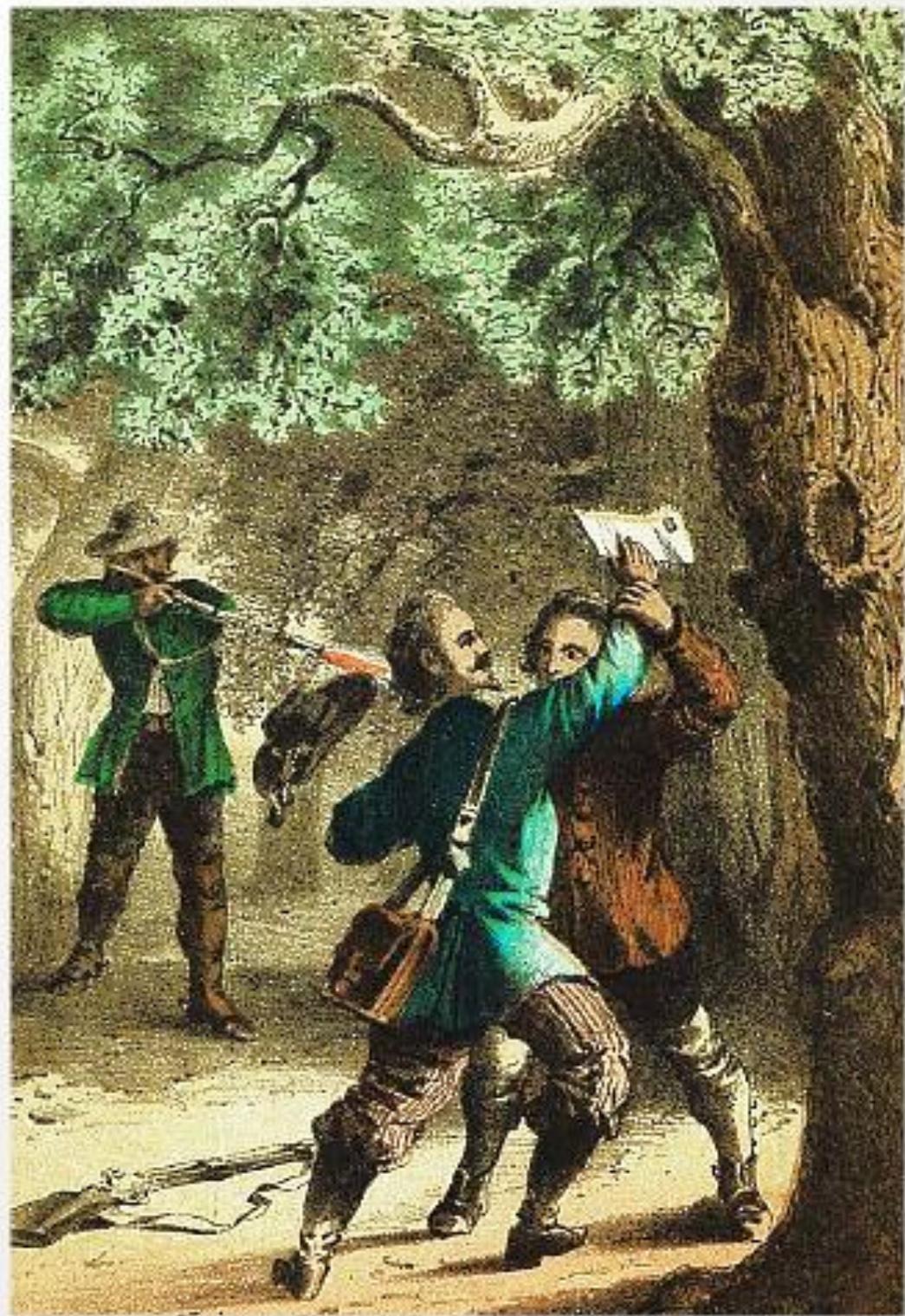
»Ich werde hierbleiben und nichts wird mich zurückhalten. Ich war einst sehr reich, Red Maple ist der letzte Rest meiner früheren Habe. Ich will lieber für die Verteidigung

meines Rechtes sterben, als im Elend leben. Noch diesen Abend werde ich entweder nicht mehr am Leben oder im Besitze meines Eigentums sein.«

Ich bezahlte James sehr großzügig. Er machte eine Verbeugung, um sich zu verabschieden, wandte sich aber noch einmal mit den Worten zu mir: »Will der Squatter Eure Urkunde sehen, so zeigt sie ihm nicht, sondern sagt, Ihr hättet diese bei Eurem Notar hinterlegt. Das ist klüger.«

Nachdem er mir mit fast leiser Stimme, als ob er nicht gehört werden wollte, diesen Rat gegeben hatte, stieg er auf sein Pferd und war kurze Zeit später verschwunden.





Kapitel 3

Als ich allein war, überdachte ich reiflich meine ganze Lage und kam zu dem unwandelbaren Entschluss, entweder zu siegen oder zu sterben. Bevor ich aber der Gefahr die Stirn bot, hielt ich es für angebracht, das Terrain erst ein wenig zu sondieren. Verborgen hinter einer Eiche, deren dichte Zweige mich vor der Sonne schützten, zog ich mein Fernrohr hervor und richtete es auf die Ebene, die zu meinen Füßen lag.

Die Reihen der Ahornbäume, von den Strahlen der sinkenden Sonne beleuchtet, gewährten einen herrlichen Anblick. Sie glichen einem grünen See, auf welchem der Abendnebel in feurigen Streifen magische Bilder hervorzauberte. Ein scharfer Luftzug durchfuhr die Wipfel der Tulpenbäume und Catalpa bis herab zu den Kräutern der Wiesen. Hier und da flogen Silbervögel, rote Dohlen und Grünspechte mit golden glänzenden Flügeln. Wasservögel spielten auf den Wellen des Teichs, der lärmende Regenvogel, der Austernsänger, die Drossel begrüßten jeder auf seine Weise die Ankunft der Nacht. Es war ein Gemisch von Tönen und wunderbaren Schauspielen, wie sie die amerikanische Natur allein zu bieten imstande ist. Im Betrachten dieser wahrhaft bezaubernden Landschaft versunken, vergaß ich meine kritische Lage ganz, wurde aber wieder schnell in die grelle Wirklichkeit zurückversetzt.

Eine hinter den Ahornbäumen aufsteigende Rauchsäule verriet mir den Ort, an welchem Townships Farm lag. Als

ich mein Fernrohr dorthin richtete, bemerkte ich eine mit Blumen bedeckte Wiese und dicht dabei ein kleines Wäldchen, welches die Farm verbarg. Zwei starke Knaben, wahrscheinlich die Kinder des Bewohners, kämpften miteinander wie zwei junge Stiere. Ein wenig entfernter gewahrte ich eine lieblichere Erscheinung und meine Träume von diesem Morgen schienen sich verwirklichen zu wollen. Ein junges Mädchen in weißen Kleidern ging über die Wiese. Ihre leichte Haltung, ihr blondes Haar harmonierte vollkommen mit einem Gesicht von engelgleicher Reinheit und Unschuld.

Mitten in dieser herrlichen Umgebung schritt das Mädchen träumerisch einher, bald den Blick zur Erde gesenkt, bald zum Himmel emporgehoben. Am Ende der Wiesen bei einem Boskett von Tulpen angekommen, ließ sich die junge Virginierin im Gras nieder, pflückte einige wilde Blumen und steckte sie in ihr Haar, als ob sie sich zu einem Fest schmücken wollte. Nach diesem unschuldigen und geheimnisvollen Vergnügen erhob sie sich wieder, und der Abendwind entführte eine Blume nach der anderen aus dieser jungfräulichen Krone. Ein warmer Hauch schien mir in diesem Augenblick über die Wiese dahin zu streifen, ein leiser Klage-ton drang aus dem Laub der rauschenden Bäume, und wie ein leichter Schatten entschwand das junge Wesen hinter den hohen Tulpenbäumen.

Die Sonne war untergegangen, die Nacht mit ihren breiten Schatten brach herein, und der Augenblick zum Handeln war gekommen. Die beiden jungen Burschen, welche auf der Wiese herumgetummelt hatten, und die kräftige

Statur des Squatters machten den Kampf, den ich zu wagen bereit war, zu einem ungleichartigen für mich, aber die Würfel waren gefallen. Mit raschen Schritten eilte ich den Hügel hinab und legte mein Geschick in Gottes Hände. Auf der Wiese angelangt, versuchte ich mich zu orientieren und schlug den Weg in die Richtung, in welcher die Rauchsäule mir die Behausung des Squatters verraten hatte, ein.

Meine Büchse war in gutem Zustand, ich schritt in eine dunkle Allee, welche mich zu der Farm führen musste. Alles lag rings um mich in lautloser Stille, und vorsichtig, mit gemessenen Schritten, näherte ich mich dem Terrain, welches mir gehörte und ich zum ersten Mal betrat, hingegen weniger als der Herr, der in sein Eigentum einziehen will, sondern wie ein Freibeuter, der überrascht zu werden fürchtet. Mehrmals glaubte ich, in dem Schatten der Bäume den auf mich lauern den Squatter zu sehen. Ich schritt indessen näher auf die Behausung zu und konnte dergleichen nicht feststellen. Plötzlich aber zweifelte ich nicht mehr, dass ich dem Mann begegnet war, den ich suchte. Unbeweglich an den Stamm eines Baumes gelehnt, bemerkte ich Township, der seine mächtige Flinte auf der Schulter hielt. Ein Zeichen seiner Hand gebot mir Halt. Ich war etwa dreißig Schritt von ihm entfernt.

»Ich warte bereits auf Euch«, rief er mir mit dröhnender Stimme zu. »Was wollt Ihr von mir?«

»Wenn Ihr mich erwartet habt, so wisst Ihr auch, wer ich bin und was ich will. Man hat mir gesagt, dass Ihr Euch auf meinem Grundstück niedergelassen habt. Ich verlange von Euch im Namen des Gesetzes, mir hier freie Hand zu ge-

währen.« Ohne an James Warnung zu denken, zog ich mein Papier aus der Brusttasche, welches mein Eigentumsrecht bewies.

«Red Maple wird nur einen Besitzer haben, solange ich lebe«, entgegnete Township. »Bereits seit einer Stunde geht Ihr über diese Allee, und ich hätte Euch längst niederschießen können. Aber ich möchte ein Blutvergießen zwischen uns vermeiden. Kehrt um, noch ist es Zeit! Mein Recht ist das des ersten Besitzers und Eure Papiere gelten nichts in meinen Augen.«

Sei es um mich zu erschrecken, oder in der wirklichen Absicht, auf mich abzufeuern, nahm Township seine Büchse von der Schulter und zielte auf mich. Ich blieb unbeweglich.

»Der nächste Sheriff«, fuhr der Squatter fort, »ist 25 Meilen von hier entfernt. Der Knall meines Gewehres wird nicht bis zu seinem Ohr dringen. Euer Körper wird eine Beute der Raubvögel und Eure Papiere werden wie welke Blätter vom Winde zerstreut sein, ehe man nach Euch gefragt hat. Eins, zwei ...«

Er legte seine Büchse an, aber eine unwiderstehliche Gewalt trieb mich vorwärts. Mein Gewehr ruhig auf der Schulter tragend, ging ich auf den Squatter los, mein Dokument wie einen Talisman in der Hand haltend. Lieber wollte ich sterben, als zurückweichen.

»Drei!«, schrie Township.

Was danach geschah, konnte ich im ersten Moment nur wage begreifen. Als der Squatter das Wort »Drei« gerufen hatte, stürzte ein Mann aus einer Hecke hervor. Ich fühlte

meine Hände von zwei kräftigen Armen festgehalten. Dieses Manöver führte einer von Townships Söhnen aus und entriss mir heftig meine Papiere. Ich hörte einen Schuss, und eine Kugel fuhr zwischen unseren Köpfen hindurch, die in der Hitze des Gefechts aneinandergeraten waren. Wir fielen beide, jeder mit dem Gefühl, dass der Schädel seines Gegners zerschmettert wäre. Township stieß einen Entsetzensschrei aus, als ob er seinen Sohn getroffen hätte. Aber das kräftige Knie seines Sohnes, das auf meine Brust gestemmt war, zeigte mir nur zu deutlich, dass ich es mit einem Lebenden zu tun hatte. Bleich vor Schreck und mit rollenden Augen sprang der Squatter zu uns heran. Als er aber seinen Sohn wohlbehalten und als Sieger vorfand, zuckte ein Freudenstahl über seine entstellten Züge. Empört über diese Hinterlist sprang ich auf und unerschüttert von dem rohen Druck meines Gegners drehte ich mich Township und rief ihm zu: »Ihr seid ein Elender! Ein Feigling!«

»Ich? Ein Feigling!«, rief er wild lachend. »Wer hätte mich abgehalten, Euch den Gehirnkasten selbst zu zerschmettern. Der Sheriff vielleicht oder diese Papiere, die nicht mehr wert sind als ein Maisblatt?« Bei diesen Worten nahm Township seinem Sohn die Papiere ab, die mir dieser entrissen hatte, hob meine Büchse vom Erdboden auf und warf mir beides vor die Füße. Danach warf er einen wütenden Blick auf seinen Sohn, um ihn für sein Dazwischenkommen zu strafen, und fuhr fort: »Wohlan, ich will meinen Vorteil nicht ausnutzen. Aber da es hier nur einen Herrn von Red Maple geben kann, so wollen wir mit glei-

chen Waffen um das Eigentumsrecht kämpfen, damit der Sieger in diesem Streit dann nicht wieder beunruhigt wird. Aber das wird ein Kampf auf Leben und Tod, hört Ihr, ein Kampf ohne Gnade und Barmherzigkeit, und der ist feige, der hier zurücktritt.«

Daraufhin lud der Squatter sein Gewehr nach. Ich glaubte, dass der Streit in demselben Augenblick vorüber war, als das Gebüsch rings um mich raschelte und ich die durch den Schrei des Vaters herbeigelockten beiden Jungen sah, welche sich erst vor Kurzem auf der Wiese getummelt hatten. Es waren die beiden jüngeren Söhne Townships, die sich nicht erwehren konnten, mich mit einer Art von Mitleid zu betrachten, wie einen Menschen, dessen Tod gewiss ist. Inzwischen brach die Nacht herein. Einer von den Söhnen machte die Bemerkung, dass es für einen Zweikampf bereits zu dunkel und es daher besser sei, diesen auf den nächsten Morgen zu verschieben.

»Ein guter Vorschlag«, erwiderte Township, »also morgen bei Sonnenaufgang. Wenn der Fremde diese Nacht in meiner Hütte bleiben will, so ist er willkommen.«

Ich war unschlüssig, was ich ihm antworten sollte. Schon wollte ich auf den Vorschlag eingehen, als der ältere Sohn des Squatters, der mich festgehalten hatte, sich mir näherte und mir leise zuraunte: »Bleibt hier!« Daraufhin wandte er sich seinem Vater zu.

»Da der Fremde unter freiem Himmel übernachten will, so werde ich ihm einige Lebensmittel herschaffen und die Nacht hindurch an seiner Seite auf dem Moos schlafen.«

Ich nahm diesen Vorschlag an, da die freie und offene

Miene des jungen Mannes mir außerordentlich gefiel. Nachdem er mir versprochen hatte, mich nicht lange warten zu lassen, verließ er mich in Begleitung seiner Brüder und seines Vaters.

Ich blieb nur eine Stunde allein zurück in der Finsternis, aber diese Stunde schien mir ewig lang zu werden. Endlich sah ich den Jungen mit einer Laterne und einem Korb zurückkommen. Er war sehr besorgt und entschuldigte sein langes Außenbleiben mit einer gewissen Ängstlichkeit, die einem Amerikaner fremd war. Er teilte mir mit, dass sie auf ihrem Rückweg einen benachbarten Farmer getroffen hätten, welcher ihnen außerordentliche Nachrichten über ein entferntes Land mitgeteilt hatte, in welchem Gold wie gewöhnliche Steine zu finden sei.

Auswandererkaravanen aus allen Teilen Amerikas zogen in dieses Land. Mein Todfeind Township war bereits in die Lektüre dieser Blätter vertieft, welche die verlockendsten Berichte enthielten. Ich hörte mir diese Erzählung teilnahmslos an, und der junge Amerikaner, der mein Stillschweigen bemerkte, breitete vor meinen Augen die mitgebrachten Lebensmittel aus. Einige Maiskuchen, ein großes Stück Pökelfleisch und ein Krug Bier bildeten ein gutes Mahl, dem ich aus Höflichkeit mehr als aus Bedürfnis zusprach.

»Ihr scheint über den Rat, den ich Euch gegeben habe, erstaunt zu sein«, fuhr der junge Mann fort, »und würdet wahrscheinlich lieber in der Farm schlafen. Aber zwei Männer, welche sich bei Sonnenaufgang auf Tod und Leben gegenüberstehen, können die Nacht über nicht unter

einem Dach schlafen. Vater ist nicht der Mann, um die Beleidigung zu vergessen, die Ihr ihm zugefügt habt. Und diesen Abend, wenn er einige Glas Branntwein getrunken hat, so ... will er Euch töten. Es wird besser für ihn sein, wenn er Euch morgen unter diesen Bäumen hier anstatt noch diese Nacht in seiner eigenen Wohnung niederstreckt. Ist das nicht Eure Meinung?«

Ich fand, und gestehe es offen, diese Wahl sehr niederschlagend und antwortete dem Jungen nur mit einer Kopfbewegung.

»Die Nacht ist warm«, fuhr der Jüngling fort, »in drei Stunden wird es Tag sein. Die paar Stunden werden bald vergehen. Wenn Ihr außer Eurem Mooslager noch ein Feuer wünscht, will ich Euch eins aus Reisig anzünden. Ich werde diese Nacht nicht schlafen, aber für Euch werden einige Augenblicke Ruhe gut sein.«

»Willst du denn die Nacht hier bei mir verbringen?«

»Gewiss! Ich bin Gott und meinem Vater für Euch verantwortlich.«

Ich sah nun ein, dass ich wider Erwarten in diesem einfachen Menschen einen Beschützer gefunden hatte. Um eine für mich unangenehme Unterhaltung abzubrechen, legte ich mich hin. Langsam überkam mich der Schlaf. Aus dem warmen Hauch der Nacht, aus dem Flüstern des Windes in den Blättern der Bäume klang es wie Trostworte zu mir herab, klang es wie die sorgende Bekümmernis einer Mutter, die ihr Kind vor Gefahr schützen will. Der Nebel, der sich über Bach und Teich legte, stieg in leichten Dunstwolken zu den Wipfeln der Bäume auf. Alles schlief um mich

her. Die Stille der Natur erfasste auch mich endlich und ich verfiel nach und nach in einen Halbschlummer. Aus diesem Zustand weckte mich das leise Flüstern einer weichen süßen Stimme. Ich öffnete rasch die Augen und sah deutlich eine weiße schlanke Gestalt durch das Gebüsch sich entfernen.

»Was war das?«, fragte ich den jungen Squatter.

»Nichts, weniger als Nichts«, antwortete er, »die Laune eines jungen Mädchens. Meine Schwester war's, die mich unter, ich weiß nicht welchem Vorwand aufsuchte. Jedenfalls führte sie die Neugier hierher. Und dann, darf ich es Euch sagen? Als sie Euch beim Schein der Laterne betrachtete, fand sie Euch noch zu jung zum Sterben«.

Die ganze Familie rechnete also blindlings auf den Sieg des Squatters, ohne mich weiter zu bemitleiden. Die Idee, dass diese Nacht vielleicht die letzte meines Lebens sein könnte, ließ mich nicht mehr einschlafen. Die letzten Stunden bis zum Aufgang der Sonne verflossen sehr rasch. Ich sah die Sterne erblassen, den Nebel schwinden, die Vögel regten sich in den Zweigen, der Morgenwind erhob sich. Die Dämmerung vertrieb die Finsternis Schritt für Schritt, und die ersten Strahlen der Sonne erhellten das Tal. Der entscheidende Moment war gekommen. Ich weckte den jungen Squatter, welcher unter einem Baum eingeschlafen war.

Stillschweigend erwarteten wir Townships Ankunft. Der junge Mann schien weniger ruhiger als gestern zu sein. Er ging auf und ab, sah mit besorgter Miene durch die rot schimmernden Zweige der Bäume und warf mehrmals ei-

nen unruhigen Blick auf die kurze Büchse, mit der ich bewaffnet war und von deren Tragkraft ich ihm erzählt hatte. Nie in meinem Leben erschien mir die Natur so schön wie in diesem Augenblick. Der Gedanke, zum letzten Mal in der Mitte dieser üppigen Wiesen unter diesem prachtvollen Himmel geschlafen zu haben, begann nichts Fürchterliches mehr für mich zu haben, als ich meinen Gegner in Begleitung von seinen zwei Söhnen und einem Mann, den ich seiner Kleidung nach für einen reichen Farmer hielt, herankommen sah. Wahrscheinlich war dies der Gast, von welchem mir Townships Sohn erzählt hatte. Ich war begierig auf das, was sich ereignen würde.

»Ich weiß, um was es sich handelt«, sagte der reiche Farmer, mir die Hand reichend, »es lässt sich aber vielleicht unter gewissen Bedingungen noch alles regeln.«

»Ich halte keine Vermittlung zwischen dem Räuber meines Eigentums und mir für möglich, ich verlange die Zurückgabe von Red Maple.«

»Es würde sich nur um die Zurücknahme gewisser Worte handeln, die mein Nachbar Township nicht vergessen kann. Ihr wisst, was ich meine.«

»Nun?«

»Dann würde man über die Abtretung von Red Maple sprechen können. Und unter einigen Bedingungen würde man Euch als Herrn dieses Landstrichs anerkennen, welche für niemanden keinen großen Wert mehr hat.«

Diese Wendung meiner Angelegenheiten überraschte mich außerordentlich. Welcher Einfluss war mächtig genug gewesen, Townships Vorsätze so plötzlich zu ändern, sei-

nen Stolz als ersten Besitzer, die empfindlichste Seite des Amerikaners, zu brechen? Doch war es nicht der Augenblick, danach zu fragen, sondern es galt vor allem, dass ich mir die vorgeschlagenen Bedingungen anhörte. Die Hütte von Red Maple sowie die begonnene Urbarmachung des Landes wurden zu einem angemessenen Preis abgeschätzt, den ich auf der Stelle bezahlte. Die Bemerkung »Feigling«, welche ich am vorangegangenen Abend ausgesprochen hatte, nahm ich zurück und entschuldigte mich bei Township. Der Streit war beigelegt, und ich folgte den beiden Männern zu der Farm, wo mir ein gastfreundlicher Empfang bereitet wurde.

Ich schien aus einem bösen Traum zu erwachen. Der Squatter, gestern noch so finster und wild, war fröhlich und ausgelassen. Ich konnte meine Neugier nicht länger im Zaum halten und fragte ihn nach dem Grund des plötzlichen Sinneswandels. Township zeigte durch das Fenster auf mehrere Wagen, die bepackt wurden, und nach einem auf dem Tisch liegenden offenen Heft mit Titel *Tagebuch eines Kalifornischen Auswanderers*, wobei ich mich an die wenigen Worte erinnerte, welche mir sein Sohn mitgeteilt hatte. Diese friedliche Beilegung unserer Differenzen hatte ihren Grund in der Sucht nach Abenteuern, welche bei einem echten Squatter wohl einschlummern, nie aber verlöschen kann. Nach der Entdeckung der kalifornischen Goldminen war dieses Fieber unter dem Namen »Das Goldfieber« sprichwörtlich ausgebrochen.

Wer den amerikanischen Charakter gründlich kennengelernt, wird sich nicht wundern, welchen mächtigen Einfluss

dieser Umstand auf die kalten und scheinbar ruhigen Naturen die Sucht nach Abenteuern und die Überwindung von Hindernissen hat, wenn ein bedeutender Gewinn in Aussicht steht. Der Unternehmungsgeist des Amerikaners findet in den Gefahren einer Auswanderung nach entfernten Ländern eigentümliche, dem Bewohner des alten Europa gänzlich unbekannt Reize. Ich bemerkte indessen sehr rasch, dass die Meinung der weiblichen Familienmitglieder über das Glück dieser plötzlichen Reise eine ganz andere war. Mutter und Tochter saßen mit fest verschlungenen Händen beieinander und in traurige Gedanken versunken. Bildeten sie eine reizende Gruppe unter diesen rohen Kolonisten, welche mit fieberhafter Ungeduld auf das Zeichen zum Aufbruch warteten.

Einige Stunden später war ich allein in dem Haus, das kurz zuvor eine zahlreiche Familie mit ihrem Tun bewohnt hatte. Meine Blicke irrten traurig über diese große und prächtige Beszung, deren alleiniger Herr ich nun war. Am Ende einer langen und beschwerlichen Reise erstaunte ich über die Gleichgültigkeit, in welche mich die Eroberung meines Eigentums versetzt hatte, und ich musste mir eingestehen, dass meine Sorgen nun ein anderes Ziel hatten. Townships Tochter hatte mir im Vorübergehen einige Abschiedsworte gesagt, die schmerzlich in meinem Herzen widerhallten. Als sie von mir wegging, schmückte sie den Wagen, auf welchen sie sich setzte, mit einem Zweig duftender Ahornblüten. Eine dieser Blumen glitt ihr aus der Hand auf den Boden. War dies ein Abschiedsgruß? Ein Andenken? Diese Frage richtete ich an mich, als ich aus der

verlassenen Hütte unter den Ahornbäumen, den Wiesen und dem Teich entlang ging, ohne dem Gemisch von Empfindungen entfliehen zu können, welche diese Nacht und dieser so bewegte Morgen bei mir zurückgelassen hatten. Der Abend brach herein, und ich kehrte auf die Farm zurück.

Die Journale, deren merkwürdiger Inhalt mir vielleicht das Leben gerettet hatte, während sie dem starken Township den Kopf verdrehten, lagen noch auf dem Tisch.

Hastig griff ich danach, fand aber darin nicht die Zerstreuung, welche ich suchte, und der Gedanke an die, welche, verlockt durch diese Lektüre, meine freundliche Besetzung verlassen hatten, erfüllte lebhafter als vorher meinen Geist.

Einige Tage vergingen, in deren Verlauf die Einsamkeit wie eine unerträgliche Qual auf mir zu liegen begann. Ich erinnerte mich daran, dass Townships Nachbar mich zu sich eingeladen und mir gleichzeitig das Versprechen gegeben hatte, Red Maple gegen Eindringling zu schützen, wenn einst irgendein Grund meine Abwesenheit nötig machte. Die Farm dieses Mannes lag nur einige Stunden von der meinen entfernt. Ich machte mich auf den Weg zu ihm. Als ich jedoch meine Farm für einen oder zwei Tage verließ, konnte ich es nicht verhindern, dass ich mich traurig nach meiner einsamen Hütte umwandte, als ob ich ihr auf ewig Lebewohl sagen musste.



Kapitel 4

Als ich mich zur Farm von Townships Freunden aufmachte, fühlte ich die tiefe Trauer, die mich seit einigen Tagen gefesselt hielt, nach und nach verschwinden. Ich begann das Los jener auswandernden Familien zu beneiden, welche so mutig unter der Führung ihres Familienoberhauptes die Unannehmlichkeiten und Gefahren einer so großen Reise auf sich nahmen. Warum, sagte ich zu mir, warum sollte ich in dieser Einöde für immer bleiben? Warum sollte ich nicht auch die Freuden eines Wanderlebens genießen? Kaum angekommen in einer Welt, welche der menschlichen Tätigkeit so verschiedene Möglichkeiten bot, sollte ich meine Kräfte an die Urbarmachung einiger unkultivierter Äcker verschwenden? War denn der Augenblick schon da, meine Hoffnungen aufzugeben und meine Aussichten zu begrenzen? Das Verlangen, die Familie des Squatters wiederzusehen, rief das Bedürfnis einer abenteuerlichen Tätigkeit in mir wach, die mich ganz einnahm, aber die Projekte, welche ich auf meinem Wege machte, hatten auch ihre ernsten Seiten, und Gründe genug stellten sich ein, die Notwendigkeit einer Reise nach Kalifornien sorgfältig zu erwägen.

Der Aufenthalt bei Townships Freunden trug dazu bei, mich in meinen Plänen noch mehr zu bestärken. Der Farmer riet mir, mich mit allen möglichen Mitteln vor den Qualen zu bewahren, welche Müßiggang und Einsamkeit hervorzurufen streben. Ich hatte die Wahl zwischen zwei

Vorschlägen, entweder Arbeiter um mich zu scharen und die Urbarmachung von Red Maple unverzüglich zu vollenden, oder nach Kalifornien zu reisen, um dann nach meiner Rückkehr mein Eigentum mit meinen Reichtümern und mit mehr Erfahrung als jetzt zu bebauen. Auf jeden Fall musste ich, als ich meinen Nachbar verließ, mich auf Weg nach Guyandotte machen. Das war der einzige Ort, woher ich Arbeiter und die zur Kultivierung notwendigen Werkzeuge erhalten, und wo ich auch Auskunft über die sicherste und bequemste Reisegelegenheit nach Kalifornien erlangen konnte. Ich wanderte also nach Guyandotte, aber ich war kaum dort angelangt, als ich auch die Überzeugung gewann, dass ich die Urbarmachung meiner Wälder aufgeben musste. Wo sollte ich Arbeiter für meine Zwecke herbekommen, da die Nachrichten aus Kalifornien hier und in ganz Amerika die Bevölkerung bis zu einer Art Raserei aufgebracht hatten? An allen Ecken und Mauern glänzten auf großen Plakaten mit riesengroßen Lettern die Worte *Kalifornien* und *Goldsucher*. Tausende Neugierige drängten sich darum, um alles genau lesen zu können. Ich folgte dem Beispiel der Menge und mischte mich unter die Scharen, welche diese Plakate gierig verschlangen und überschwänglich auslegten. Der Anblick dieses bewegten und lärmenden Haufens war für einen Fremden nicht ohne Reiz. Ich fand hier dasselbe bunte Gemisch von Auswanderern und Abenteurern aller Länder, das ich bereits während meiner Fahrt auf dem Dampfer mit so vielem Wohlwollen betrachtet hatte. Neugierig lauschte ich den Gesprächen in den verschiedenen Gruppen, als ich plötzlich einen

leichten Handschlag auf meiner Schulter spürte. Ich wandte mich um und war erstaunt, den Schriftsteller von der Fahrt nach Guyandotte wiederzusehen. Der Leser wird sich noch erinnern, dass dieser sonderbare Mensch den Dampfer verlassen hatte und mit einer Sorglosigkeit mitten in die wilden Wälder gewandert war, mit einer Sorglosigkeit sage ich, welche für mich in meiner traurigen und zweifelhaften Lage einen Anflug von wirklichem Heldenmut hatte. Es schien Bestimmung für mich zu sein, jedes Mal, wenn mein Gemüt traurig und meine Entschlüsse schwankend waren, an dem Beispiel anderer mich wieder aufrichten zu können. Ich erwiderte diese Begrüßung durch einen herzhaften Handschlag in die dargebotene Rechte meines fröhlichen Gefährten.

»Ich habe Unglück in diesem verdammten Land«, hob er an, ohne mich zu einer Frage kommen zu lassen, »denn anstatt zehn Acre guten Landes hatte ich am Ufer des Ohio leider nur eine mächtige, von undurchdringlichen Wäldern eingeschlossene Strecke Torfland erkaufte. Ich gab es auf, meine Kräfte an einen so traurigen Ort zu verschwenden, und mit dem nächsten Schiff, das nach St. Louis segelt, werde ich mein Glück mit den Resten meiner bescheidenen Habe von Neuem versuchen.«

Ich erzählte ihm darauf meine Erlebnisse, und er fand darin den trefflichsten Stoff zu einer Erzählung, die er mir einst zu schreiben versprach.

»Wir brauchen nur noch einen Schluss dazu«, sagte er heiter zu mir, »und den werden wir in Kalifornien finden.«

Man konnte meine geheimsten Gedanken nicht treffender

ausdrücken, und ich lud meinen Freund ein, mich morgen auf dem Verdeck des Dampfers aufzusuchen, welcher uns nach St. Louis bringen sollte, ohne die Verpflichtung zu übernehmen, mich an jeder beliebigen Expedition in Richtung Westen zu beteiligen. Um nach St. Louis zu gelangen, mussten wir den Ohio bis zu seiner Einmündung in den Mississippi hinab, gerade bis zu dem Punkt, wo die Stadt lag. Unsere Fahrt bot nicht das geringste Interesse dar. Ich hatte vom zurückgebliebenen Squatter gehört, dass Township mit seiner Familie ein gewöhnliches Fahrzeug bestiegen hatte, welches nur dem Lauf eines amerikanischen Flusses folge. Angekommen also bei dem Zusammenfluss des Ohio und Mississippi musste er aller Wahrscheinlichkeit nach am Ufer des Letzteren aussteigen, um zu Fuß den Sammelplatz der kalifornischen Karavanen zu erreichen. Und dieser Sammelplatz war einzig und allein St. Louis. Dort hatte ich also Aussicht, Township und seine Familie wiederzufinden, und ich hoffte, dass wir, begünstigt durch die rasche Fahrt unseres Dampfers, noch Zeit genug beim Tross einträfen, mit welchem er die Reise unternehmen würde.

Im Zentrum fruchtbarer Täler gelegen und durchflossen vom Missouri, Illinois und Mississippi hatte St. Louis, eine Stadt französischen Ursprungs, bereits viel von der malerischen Originalität ihres früheren Anblicks verloren. Das Treiben, welches die Straßen belebt, ist wie bei allen großen amerikanischen Städten, ein rein industrielles, aber zur Zeit unserer Durchreise hatte es seine Lebhaftigkeit bereits verloren. Die Hälfte der Bevölkerung bereitete sich zur Aus-

wanderung vor, der Handel stockte, die Läden waren größtenteils geschlossen und die Magazine leer. Die Hafen- und Zimmerhofsarbeiter hatten ihr Tagewerk verlassen. Es fehlte an Kräften, die Blei- und Kohlenminen auszubeuten, und die Geschäftswelt selbst hing außerhalb des Bereiches ihrer gewöhnlichen Spekulationen nur den Gedanken an kalifornische Expeditionen nach. Es schien fast, als ob St. Louis in diesem Augenblick durch die massenhafte Auswanderung seiner Einwohner die Früchte eines fünfzigjährigen günstigen Zeitraumes einbüßen sollte.

Das rege Treiben war aus den Straßen verschwunden; desto lebhafter war es dagegen außerhalb der Stadt, da sich auf allen Wegen, welche die Auswanderer passieren mussten, zahllose Feldlager erhoben hatten. Es waren hier viele kleine bewaffnete Gruppierungen zu finden, welche sich zu einer einzigen mächtigen Kolonne vereinigten. Weniger zahlreiche Karavanen konnten in der Tat die ungeheuren Wüsten, welche St. Louis von New Mexico trennten, nicht ohne Gefahr durchwandern. Der Tross, dem wir uns anzuschließen gedachten, war nicht so stark, wie diejenigen, welche regelmäßig die Reisen nach der mexikanischen Grenze unternahmen. Er enthielt aber in seinen Bestandteilen die verschiedenartigsten Elemente, jedes Handwerk, jedes Geschäft war wenigstens durch einen Mann vertreten. Der Romandichter, der stets mein unzertrennlicher Reisegefährte zu werden schien, war mit dem größten Teil dieser Abenteurer durch ein mehrmonatliches Zusammenleben schon bekannt. Er betrieb die Vorbereitungen zu unserer Reise mit lobenswertem Eifer. Durch ihn gelangten

wir in den Besitz eines kleinen bedeckten Wagens, zweier kräftiger Maultiere, zweier tüchtiger Sattelpferde, eines tragbaren Zeltes, einiger gepökelter Nahrungsmittel, zweier Bärenfelle und Decken. Er hatte wie ein kluger und treuer Diener so für uns gesorgt, dass wir nur noch abzureisen brauchten. Leider aber war unsere übrige Reisegesellschaft weniger rasch mit ihrer Ausrüstung zu Werke gegangen, sodass erst nach acht Tagen das Signal zum Aufbruch gegeben werden konnte. Ich suchte vergeblich nach dem Squatter und seiner Familie. Niemand kannte ihn, niemand hatte seinen Namen gehört. Alles, was ich erfahren konnte, bestand darin, dass zwei oder drei Wagen mit Auswanderern drei Tage zuvor nach Südwest in Richtung Santa Fe abgereist wären. Hatte nicht der kühne Squatter für sich und seine Familie einen Weg eingeschlagen, welcher mit seinem unerschrockenen Charakter aufs Genaueste harmonierte? Ich zitterte, dass diese Vermutung begründet sei, und nahm mir vor, nichts unversucht zu lassen, um die bereits erhaltenen Nachrichten zu vervollständigen. Endlich brach der so ungeduldig erwartete Tag an: Eine lange Reihe von Wagen entfaltete sich langsam mitten unter der unvermeidlichen Verwirrung erster Versuche. Stiere, welche noch nie das Joch getragen hatten, warfen brüllend die Wagen um, welche sie ziehen sollten. Die Wagenlenker mussten jeden Augenblick anhalten, um ihr in Unordnung gebrachtes Fuhrwerk wieder instand zu setzen. Die Fußgänger allein, Axt und Büchse auf der Schulter, marschier-ten raschen und festen Schrittes einher. Aufbruchsignale, Rufe, Beteuerungen und Schwüre in allen Sprachen er-

schollen vom Anfang bis zum Ende des ungeheuren Trosses. Nach und nach jedoch rückten wir vor, verloren bald die Türme von St. Louis aus den Augen, und als die Sonne sank, fiel unser Blick auf nichts mehr als auf riesengroße Wiesenflächen.

Niemals werde ich den wahrhaft merkwürdigen Anblick vergessen, den unser erstes Lager nach dem Einbruch der Nacht darbot. Der Schein der in einem Kreis angezündeten Feuer erhellte ein sonderbares Gemisch von Menschen, Wagen, Tieren, bunter Kleidung, zusammengestellten Waffen und langen Reihen an den Sträuchern aufgehängter Pulverhörner und Jagdtaschen. Rauchsäulen stiegen aus den auf allen Punkten knisternden Flammen empor, an denen aufgespießte Fleischstücke geröstet wurden. In den verschiedenartigsten Zelten, unter den Wagendecken erschienen und verschwanden die sonderbarsten Gestalten, bald von den Strahlen des Feuers erhellt, bald in dem Dunkel der Schatten vergraben. Eine Gruppe von Jägern, die sich sitzend und liegend um ein Feuer gruppiert hatte, zog meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Lustige Weisen französischer oder englischer Lieder ertönten hier und da, untermischt mit dem Klagegesang eines Methodisten. Etwas weiter entfernt scharrrten sich aufmerksame Zuhörer um ergraute Veteranen aus der Prärie, welche die unentbehrlichen Büchsen zwischen den Beinen haltend, ihre Jagd- oder Kriegsabenteuer erzählten. Mit dem Vorrücken der Nacht erloschen die Feuer, die Gespräche verstummten, und bald wachte niemand mehr im Lager, als die mit Gewehr im Arm auf- und abgehenden Wachen, welche für

die Sicherheit der Schlafenden Sorge zu tragen hatten.

Ein grauer Lichtstreifen zuckte am Horizont auf und erhellte matt das ruhende Lager, als bereits die Fanfaren zum Aufbruch erschollen. Die Patrouillen stellten ihre nächtlichen Wanderungen ein, eine plötzliche Bewegung zeigte sich unter den vom Tau feuchten Zelten und Lagerdecken, die Pferde wurden von ihren Fesseln befreit, und die Feuerbrände zur Hälfte bereits verglüht, erloschen vollständig im feuchten Gras. Darauf wurden die Zelte abgebrochen, die Wagen angeschirrt, das Frühstück in Eile eingenommen, das Horn mahnte zum Abmarsch und der mächtig lange Tross setzte seinen Weg durch die Prärie fort.

Mitten durch die hohen Sträucher und Gebüsche bildete die Karawane eine wellenförmige Linie, einer Schlange gleich sich durch die Präriegräser windend. Vom Kopf bis zum Ende dieses mindestens hundertmal unterbrochenen Zuges erscholl von Zeit zu Zeit das Zeichen zum Zusammenhalt und klang in lang gezogenen Tönen wieder.

Eine Reihe von Tagen folgte nun aufeinander, während welcher die Karawane unter allen erdenklichen Hindernissen und allen unausbleiblichen Meinungsverschiedenheiten einer Reise auf angebahnten Wegen abwechselnd dürre, mit versengten Kräutern bedeckte Ebenen oder grünen Wiesenflächen durchzog, deren üppig wuchernde Vegetation durch zahlreiche Bäche hervorgebracht war.

Bald hemmte ein zwischen steilen Ufern eingezwängter Fluss den Zug der Wagen, bald war es das ausgetrocknete Bett eines Regenbaches, das mit Flugsand überstreut war, und in welches die Tiere bis an die Brust, die Wagen bis an

die Achsen versanken.

Zwei ganze Tage lang sahen wir keinen einzigen Baum, nicht einmal einen Strauch, dagegen passierten wir auch tagelang wieder düstere Wälder, deren verschlungene Wege von wilden, aus dem Boden hinrankenden Weinreben ganz bedeckt waren. Oft führte uns unser Weg an den Ufern eines Sees hin, dessen unbewegliche Oberfläche halb verborgen unter einer glänzenden Decke von Wasserblumen lag. Menschenspuren zeigten sich überall in diesen Wäldern neben den Fährten wilder Tiere. Die Fuß- und Fahrwege für Menschen und Wagen kreuzten sich mit denen von Hirschen und Ebern gebrochenen. An dem knorri-gen Stamm einer Eiche, in welcher die Axt eines Pioniers tiefe Einschnitte gehauen hatte, fand man die Spuren mächtiger Bärenatzen. Auf diese Wälder folgten wiederholt Ebenen ohne Ende, ohne Leben, eintönig und unabsehbar sich ausbreitend über die trübe Sanddecke, einem stillen Ozean gleich mit unbeweglichen Wogen, über denen der Pelikan und Geier lautlos schweben, und auf welchem der Wind selbst keine Welle kräuselt.

Wir näherten uns dem Gebiet der Indianer. Die gebräuch-lichen Vorsichtsmaßregeln während unserer Nachtruhe wurden verdoppelt und die Vorhut auf dem Marsch bilde-te unsere ganze bewaffnete Mannschaft. Mein Gefährte und ich machten uns oft das Vergnügen, uns dieser Abteilung anzuschließen.

Unter diesem verwegenen Korps war ein Kanadier, des-sen Gesellschaft wir am liebsten suchten. *Ever quiet* war sein Kriegsname, dem er seinem persönlichen Mut zu ver-

danken hatte, denn man hatte ihn auch in den größten Gefahren nie unruhig werden sehen.

Furchtlos, so nannten wir ihn der Kürze halber, war ein Mensch von riesiger Figur, aber lang und dürr wie eine Lanze. Seine nervigen Beine glichen an Zartheit den Läufen eines Hirsches, hielt indessen ohne Anstrengung gleichen Schritt mit unseren Pferden. Eine Bluse aus graubraunen Hirschfellen, lederne Hosen mit Gamaschen, welche er weder Tag noch Nacht ablegte, und eine alte Soldatenmütze bildeten seine unabänderliche Bekleidung. Trotz seiner fünfzig Jahre und seiner grauen Haare hatten seine schwarzen Augen nichts von ihrem jugendlichen Feuer verloren. Sein Leben verlief in Expeditionen von St. Louis nach Santa Fe und von da wieder zurück. Seine Erzählungen von Bärenjagden und gefahrvollen Begebenheiten waren ganz vortrefflich. Mithilfe seiner größtenteils interessanten Erlebnisse, deren Held er fast immer war, vertrieb er uns die Langeweile auf dem Marsch und gewährte uns lebhaftes Interesse, Episoden seines an Abenteuern so reichen Lebens anzuhören.

Ich fand an *Furchtlos* so viel Gefallen, dass ich mir vornahm, ihn als Diener einzustellen und so zur Mitreise nach Kalifornien zu bewegen, obwohl seine vollkommene Kenntnis der spanischen Sprache, seine fast untrügliche Scharfsichtigkeit, seine Tapferkeit und Geschicklichkeit ihm allerdings auf mehr, als auf den Namen eines Dieners Anspruch gaben. Eines Morgens, als wir wie gewöhnlich an seiner Seite ritten, sah ich, wie er unverwandten Blickes auf unserem Weg sich zeigende Spuren betrachtete. Ich

fragte ihn, welches Interesse er an diesen kaum bemerkbaren Spuren nehmen könne.

»Oh, ein ganz großes!«, erwiderte *Furchtlos*. »Schon seit mehreren Tagen bemerke ich an dem Gras sowie im Sand Radspuren zweier Wagen, welche uns kaum einige Tage voraus sein können, und ich suche die Zahl dieser tollkühnen Leute herauszufinden, welche sich so allein in dieses Jagdgebiet der Indianer gewagt haben. Ich schätze übrigens den Mut dieser Wackeren und es würde mich betrüben, wenn ihnen ein Unfall zuteilwerden würde. Bis hierher sind sie ohne Schwierigkeiten gelangt, und beim ersten Regen werde ich aus ihren Spuren noch Näheres angeben können.«

»Haltet Ihr sie denn hier für gefährdet?«, fragte ich besorgt.

»Es kommt darauf an. Ich für meine Person bräuchte nicht ängstlich zu sein, aber für jene bin ich nicht ohne Sorge. Wir befinden uns hier in einer Gegend, in welcher sich nicht selten weiße räuberische Horden mit indianischen vereinen, und von diesen Präriepiraten sind die Ersteren mehr zu fürchten als die Letzteren.«

Diese Auskunft war keine erfreuliche, und es kostete mich Überwindung, den Gedanken loszuwerden, dass sich in diesen beiden vermeintlichen Wagen Townships Familie befinde. Indessen wurde das Zeichen zum Haltmachen gegeben und das Lager aufgeschlagen. Die Strapazen des Tages überwältigten meine Besorgnisse und ich erwachte erst bei den ersten Tönen der zum Ausbruch mahnenden Hörner aus tiefem Schlaf.

Ein feiner durchdringender Regen überzog die Prärie mit einem dichten Schleier, den die Sonne nicht zerteilen konnte. Während eines ganzen Tagemarsches hing der Himmel, dessen Horizont rings mit dunklen Wolken bedeckt war, tief und düster über der Prärie. Raben flogen krächzend durch den Schleier dieser regnerischen Dünste, welche sich manchmal teilten, um in der Ferne einen Bison erkennen zu können, der seine feuchte Mähne schüttelte, oder einen Hirsch, der kurze Zeit später wieder im Nebel verschwand.

»Seher«, sagte der Kanadier, eingehüllt bis an die Augen in einen Überwurf von fahlem Leder, »das ist der sogenannte weiße Damhirsch der Prärie, von dem ich Euch erzählt habe. Er wird sich immer unserer Karawane zeigen, bis zu dem Augenblick, wo Joe, der Kentuckyer, ihn mit einer geweihten Kugel erlegt haben wird. Obgleich er, wie ich Euch schon gesagt habe, den Hirsch hat fallen sehen, so fand er an der betreffenden Stelle doch nur einen weißen, in Blut getauchten Stein. Joe hat Augen wie ein Lux und hat den Damhirsch an dem Punkt stürzen sehen, wo ihn seine Kugel getroffen hatte. Das ist eine merkwürdige Erscheinung, die er sich niemals hat erklären können.«

Zum großen Leidwesen meines Gefährten unterbrach ich den Jägersmann, um zu erfahren, ob er nun genauere Mitteilungen über die Spuren der uns vorausreisenden Auswanderer machen könne.

»Ohne Zweifel«, entgegnete er, »aber da der Regen, welcher uns jetzt ins Gesicht fällt, sie ziemlich weit von hier überrascht haben wird, so werde ich Euch Genaueres erst am dritten Tage, von heute an gerechnet, berichten können,

denn ich vermute nach ihren Spuren, dass sie uns drei Tagemärsche voraus sind.«

Die Karawane konnte bei diesem Wetter nur die Hälfte einer Tagereise zurücklegen, aber da am anderen Morgen und in den folgenden Tagen die Sonne wie seit unserer Abreise strahlend wieder am Himmel erschienen war, so konnten wir mit nur einiger Anstrengung die verlorene Zeit wieder einholen. Wie es *Furchtlos* vorausgesagt hatte, fanden wir am Abend des dritten Tages die von dem Lager der uns voraus Reisenden gebliebenen Spuren, welche in dem feuchten Sand durch die glühenden Sonnenstrahlen ausgetrocknet waren.

»Die Auswanderer haben hier übernachtet«, hob *Furchtlos* an und schaute sich aufmerksam um. »Wie ich Euch schon sagte, sie sind uns drei Tagereisen voraus und heute ist ja auch erst der dritte Tag nach dem Regen. Hier ist kein ebener Weg, wo der Fuß des zweiten die Spuren des ersten Wanderers zerstört. Hier zieht jeder fast immer einen anderen Weg. – Nein, nein, diese Reisenden gehören nicht den Weststaaten an!«

»Wie viele sind es?«

Der Kanadier prüfte sorgsam die Fußstapfen. »Fünf, sechs, sieben, acht«, zählte er, »das heißt, es sind nur vier Männer, die Waffen tragen. Ohne Zweifel ein Vater mit drei Söhnen, außerdem drei kleinere Kinder und deren Mutter.«

Diese Andeutungen passten nicht auf Townships Familie, da der Squatter nur zwei statt drei Kinder im zarten Alter hatte. Meine eingebildete Angst schwand und ich war froh

bei dem Gedanken, dass jene Familie nicht den Gefahren ausgesetzt war, welche die uns voraus Eilenden fast jeden Augenblick bedrohen konnten, als mich eine Bemerkung des Jägers in meine vorige Ungewissheit zurückversetzte.

»Gott verzeih mir meine Sünden«, rief er plötzlich sich heftig vor die Stirn schlagend aus, »ich werde mir in der nächsten Stadt eine Brille anschaffen müssen. Wie habe ich nur einen Augenblick den Fuß eines jungen Mädchens mit dem eines Kindes von zehn Jahren verwechseln können! Andere an meiner Stelle würden sich zwar auch haben täuschen lassen, denn ich habe niemals schönere und kleinere Fußspuren in der Prarie gefunden als diese.«

Bei diesen Worten näherte er sich einem Ahornbaum, dessen purpurfarbene Blüten nur einige Fuß über dem Erdboden hingen. Einige Blumensträucher standen, wie man das in den Weideflächen oft findet, um den Ahorn herum. Es waren wilder Mohn und Wiesentausendschönchen.

»Seht«, berichtete *Furchtlos* weiter, »das junge Mädchen ist zum Ahorn gelaufen. Die schönen roten Blüten werden sie angelockt haben, sie hat sich auf den Fußspitzen gestellt, um sie abzubrechen, sie hat auch einige dieser Tausendschönchen gepflückt, aber ihre Schritte entfernen sich vom Lager, und diese Spuren, wo der Absatz deutlicher hervortritt, und von welchen eine wie die andere ist, beweisen, dass das junge Mädchen wie im Traum ging, ohne Zweifel ihre Blumen entblätterte, um Aufschluss über irgendeine liebe Angelegenheit von ihnen zu begehren. Ja, ja, hier in der Wildnis, wie in den Städten hängen junge und

schöne Mädchen am liebsten ihren träumerischen Geheimnissen nach. Glückliche sind die jungen Mädchen, wenn sie so schwärmen, glücklicher noch die, welche diese Schwärmereien hervorrufen.«

Der Kanadier, dessen ungemeine Scharfsichtigkeit von der Erde wie aus einem Buch die geheimsten Gedanken abwesender Personen entziffern konnte, hatte diese Worte mit einem melancholischen und weichen Ausdruck gesprochen, der mich selbst in Träumereien versetzte. Ich erinnerte mich lebhaft an die weiße Gestalt auf den Wiesen meiner Besitzung, des freundlichen Lächelns der jungen Virginierin und der auf den Weg gestreuten Blüten und Blumen. Ohne Zweifel war sie es, deren Fußspuren ich hier sah, denn der Ausspruch des Kanadiers schien mir absolut sicher.

Für unser Zelt wählte ich den Schatten dieses Ahornbaumes, von welchem sie, vielleicht an Red Maple zurückdenkend, die Blüten gepflückt hatte.

Die folgenden Tage hindurch erhielt ich jeden Abend durch die Scharfsinnigkeit des Kanadiers neue Aufschlüsse über den Squatter und seine Familie, welche keinen Zweifel mehr übrig ließen, dass wir den früheren Besitzer von Red Maple auf dem Fuße folgten. Jeden Augenblick fürchtete ich, die Nachricht von einem jener in diesen Wüsten so oft vorkommenden schrecklichen Unglücksfällen zu erhalten und tadelte dabei aufs Strengste die Unvorsichtigkeit eines Mannes, welcher sein Leben und das seiner Familie so frevelhaft und leichtsinnig aufs Spiel gesetzt hatte. Leider sollten sich meine Befürchtungen teilweise bestätigen.

Seit einem Monat hatten wir St. Louis verlassen und waren nur noch zwei Tagemärsche vom Arkansas entfernt, welcher auf der Hälfte des Weges nach Santa Fe lag. Ausgerüstet und versehen mit allem zur Reise Erforderlichen, hätte ich und mein Gefährte mit leichter Mühe diese Wanderung in halb so viel Zeit zurücklegen können, und wir dachten auch ernstlich daran, nach unserer Ankunft in der Hauptstadt von New Mexiko etwas an Vorsprung zu gewinnen, als der kanadische Jäger, der auf meine Bitten immer die Spuren des Squatters beobachtete und verfolgte, verdrießlich den Kopf schüttelte. Er eilte voraus, um die von den Rädern des Wagens gezogenen Spuren mit anderen etwas Verschiedenen zu vergleichen. Als er zurückkam, sprachen sich Zweifel und Unruhe in seinen Zügen ganz deutlich aus.

»Diese Nacht wird eine von denen sein, die man nie vergisst«, sagte *Furchtlos* zu mir, »denn ich fürchte, der nächste Morgen wird uns durch fernere Anzeichen deutlich machen, dass man den Teufel nicht zu sehr herausfordern soll.«

»Was meint Ihr?«, schrie ich auf. »Welche ernstlichen Gefahren könnten die Reisenden bedroht haben?«

»Gefahren sehr gefährlicher Natur. Die Indianer haben diese Nacht das Lager aufgespürt, und es sind auch weiße Männer, mexikanische Banditen, darunter, welche eben so raubsüchtig wie die Indianer und noch weit gefährlicher als diese sind. Denn ihnen misstraut man nicht, man nimmt sie auf wie Brüder und in der ersten Nacht erwürgen sie einen dafür.«

Der Jäger hielt einen Augenblick inne, dann sprach er weiter: »Es fehlt nichts an den gefährlichen Anzeichen, nicht einmal die Fährten grauer Bären.«

Ich zitterte bei dem Gedanken, den Squatter von Gefahren bedroht zu sehen.

Ich wandte mich zu meinem Gefährten, als ob ich bei ihm dasselbe Interesse für Township und seine Familie voraussetzte. »Wollen wir diese Unglücklichen in Gefahr lassen, ohne ihnen zu helfen? Zwei bewaffnete Männer sind nicht zu verachten, und vielleicht kann unser plötzliches Auftauchen sie retten!«

Der wackere junge Mann schwankte keinen Augenblick, mir beizustimmen. Der Jäger fuhr sich mit einer verzweifelten Miene in die Haare. »Wahrhaftig«, begann er endlich, »dieser graue Bär reizt mich und hätte ich hier nicht den Posten eines bewaffneten Führers – doch ach was! Man begegnet nicht alle Tage einem so verführerischen Wild – und wahrhaftig, ohne mich würdet Ihr den Reisenden nicht helfen können.«

Ich ergriff seine harte Hand und bat ihn, sein Ohr der Stimme der Barmherzigkeit nicht zu verschließen. Der raue Kanadier schien weich zu werden und willigte endlich in unseren Plan ein. Wir hielten einige Stunden an, damit der alte Jäger, welcher immer zu Fuß neben uns herlief, Zeit gewann, sich für einen langen Marsch zu stärken und die Erlaubnis einzuholen, sich auf einige Tage von dem Tross zu entfernen, da wir die Nächte hindurch die fünfzehn Meilen zurücklegen wollten, welche der Squatter uns voraus war.

Diese wenigen Stunden dehnten sich für mich zu einer Ewigkeit aus. Endlich suchte uns *Furchtlos* auf einem stattlichen Pferd auf, das er wie ein echter Kavalier zu führen verstand. In starkem Trab brachen wir auf. Der Kanadier ritt an der Spitze mit der lauernden Miene eines Jägers, und wir folgten ihm so vorsichtig wie möglich, um die zahlreichen Hindernisse zu vermeiden, welche ein rascher Ritt durch die Prärie bei jedem Schritt bot. Der Mond glänzte am Himmel und verbreitete einen weißen Schimmer, dass die wüste Fläche einem Wasserspiegel ohne Ende glich.

»Sind wir auf dem richtigen Weg?«, fragte ich den Waidmann, der lange Zeit schweigsam vor uns einhertrabte.

»Wahrhaftig! Der Arkansas ist nicht weit! Die Bisons saufen hier in ganzen Scharen und der graue Bär ist scharf nach ihrem Fleisch.«

Der Kanadier dachte nur an den grauen Bären. Von Zeit zu Zeit hielt er an, um zu lauschen. Wir hielten ebenfalls an, vernahmen aber außer dem Atem der Reiter und Pferde keinen Laut. Kaum dass zuweilen eine Eule einen schauerlichen Ton ausstieß oder ein Wolf ein kurzes Geschrei erhob und, wenn er uns erblickte, sogleich wieder hinter uns verschwand.

»Alles geht vortrefflich«, flüsterte *Furchtlos*, und wir nahmen unseren nur einen Augenblick unterbrochenen Ritt von Neuem auf. Dieser Mensch flößte mir ein unerschütterliches Vertrauen ein, aber ich fürchtete, dass seine Teilnahme an unserem Vorhaben nicht das Resultat erzielte, das man erwarten konnte. Die Expedition, welche von mir durch eine unwiderstehliche Hinneigung zu Townships

Familie veranlasst und von dem Romandichter aus reinem Antriebe und edlem Herzen unterstützt wurde, war in den Augen des Kanadiers nichts weiter als der Vorwand zu einer Jagd.

Sein Hauptzweck war zu jagen – ob die Indianer oder einen grauen Bären, das war ihm einerlei. Ebenso gleichgültig schien es ihm, ob wir den Squatter etwas früher oder später erreichten, wenn er nur seiner Leidenschaft fröhnen konnte. Ich bot alles auf, die Sorglosigkeit des Jägers zu erschüttern. Mehr als einmal glaubte ich entfernten, mit schwachen Flintenschüssen untermischten Lärm zu vernehmen. So oft ich meine Besorgnis dem Kanadier mitteilte, gab er mir kopfschüttelnd zur Antwort: »Da brüllen entweder Herden am Arkansas oder ein Trupp Büffel. Das Echo täuscht Euch.«

Wir kamen in die Nähe des Arkansas. Der Wind trug uns bereits frische und feuchte Ausdünstungen entgegen. Bald darauf sahen wir den Fluss im Schein des Mondes glänzen. Seine Wogen schossen trotz der heißen Zeit ungestüm zwischen abschüssigen und sehr schmutzigen Ufern einher, während an anderen Stellen wieder dichtes Rosengebüsch sich in seinen Wellen widerspiegelte.

»Man schießt dort unten!«, rief ich von Neuem dem Kanadier zu.

Er spitzte die Ohren. »Was ist das?«, rief er plötzlich voller Freude. »Wahrhaftig, sie sind es!«

Die Auswanderer?«, fragte mein Gefährte.

»Nein, nein! Der Bär und der Büffel, deren Fährte ich, ohne euch etwas zu sagen, verfolgte.«

»Jetzt nun sollt ihr ein Schauspiel erleben, das kein Millionär oder König bezahlen kann. Schaut mit beiden Augen, hört mit beiden Ohren und für das Übrige lasst mich sorgen.«

Der Jäger stieg, die Flinte in der Hand haltend, vom Pferd. Wir harrten erwartungsvoll mit pochendem Herzen und gespannten Blicken auf das versprochene Schauspiel. Ein kleiner Hügel entzog uns die weitere Aussicht auf den Arkansas. Wir konnten bald einen dumpfen Widerhall vernehmen, der immer deutlicher wurde, und dem jedes Mal ein Geräusch folgte, als wenn Steine vom Ufer in den Fluss hinabfielen. Plötzlich erschienen zwei ungeheure schwarze Massen auf der Höhe des Hügels. Es waren der von *Furchtlos* aufgespürte Bär und Büffel. Als wenn unser Anblick dem Büffel die Schande einer längeren Flucht begreiflich gemacht hätte, wandte er sich trotzig gegen seinen Verfolger, und den Kopf vorgestreckt, mit dichter Mähne den Erdboden streifend, erwartete er den Angriff. Der Bär hielt mit wütendem Gebrüll an und schlug darauf seine mächtigen Tatzen über die Hörner seines Schlachtopfers. Wir sahen den armen Bison unter der Wucht seines Gegners zusammenbrechen, und ein angstvolles Brüllen zeigte seine Niederlage an, als der Jäger mit lautem Schrei auf ihn losstürzte und Feuer auf die Gruppe gab. Der verwundete Bär ließ seinen Gefangenen los, der Büffel benutzte diesen Augenblick und sprang zum Fluss hin, von dessen Ufer er vor unseren Augen in die Fluten hinabsprang.

»Aha«, schrie der Jäger, »dieser arme Teufel von einem Bär lernt auf seine Kosten, dass es von den Tatzen bis zu

den Lippen sehr weit ist.« Und zu uns gewandt, rief er: »Ich lade jetzt meine Büchse wieder, schießt ihr aber nur, wenn es nötig sein sollte. Denn es ist nicht ehrenvoll, wenn drei gegen einen kämpfen.«

Ich stieg ebenfalls ab und übergab die Zügel unserer beiden Pferde meinem Begleiter. Die ungelegene Jagdlust des Kanadiers verwünschend, zwang ich mich so ruhig wie möglich zu bleiben. Beim Anblick dreier Feinde stutzte das Tier und zeigte uns mit dumpfem Grinsen seine fürchterlich langen, weißen Zähne. Der Romandichter konnte nur mit vieler Mühe unsere drei Pferde halten. Der Bär ging weder vor noch zurück. Er schien eine entfernte Witterung zu spüren und das Hin- und Herwiegen seines Kopfes zeigte seine Unschlüssigkeit an. Plötzlich schien er den Rückzug anzutreten, und wir sahen ihn in der Richtung verschwinden, welche der Büffel eingeschlagen hatte.

Der Jäger hatte inzwischen seine Büchse wieder geladen. Diese Flucht kam ihm nicht unerwartet, und hinter dem Bären herstürzend, forderte uns *Furchtlos* zum Nachfolgen auf. Als wir jedoch auf dem Gipfel des Hügels ankamen, sahen wir den Bären nirgends mehr. Gleich darauf aber entdeckte ihn der Kanadier von Neuem. Er war den Hügel entlanggelaufen, um die sandigen Uferstellen des Flusses zu erreichen. Plötzlich schien er mehr zu jagen als zu fliehen.

»Ich brauche dringend ein gutes Fell«, spottete der Jäger, «und das seinige scheint prächtig für meinen Zweck zu passen. Übrigens beabsichtigt er etwas, das ich noch nicht recht begreifen kann.«

Vergeblich führte ich an, dass wir viel kostbare Zeit verlören. Der Jäger aber, von seinem Eifer fortgerissen, wollte nichts davon wissen, und ich folgte dicht seinen Schritten. Wir stiegen zum Ufer hinab. Der Wasserspiegel des Arkansas leuchtete wie ein Silberstreifen. Als wir den Bären wieder mit den Augen verfolgen konnten, bemerkten wir, wie er neben einem Baumstamm einhertrabte, der von den Wellen des Arkansas fortgetrieben wurde. Bald sich soviel als möglich vom Wasser fernhaltend, das er zu fürchten schien, streckte er die Tatze aus, wie um einen der am Stamm gebliebenen Zweige zu erfassen, bald wieder mit dem Baum fortlaufend, schien er diesen mit der möglichsten Sorgfalt zu bewachen. Ein unerklärliches Jagdgeheimnis war hier verborgen. Furchtlos ergriff hastig meinen Arm.

»Es ist ein Mensch auf dem Baum!«, rief er krampfhaft.

Und in der Tat bemerkte ich deutlich einen Mann, der sich an den schwimmenden Stamm geklammert hielt, der von den stürmischen Wellen des Arkansas hin- und hergeworfen wurde und fast jeden Augenblick in deren unwiderstehlichen Wirbeln rettungslos verloren zu sein schien. Ich glaubte zu träumen und fragte mich, welcher unveröhnliche Groll wohl ein so grausames Seitenstück zu der Strafe des Mazeppa hatte ausdenken können. Das freudige Brummen des Bären versetzte mich rasch in die Wirklichkeit zurück.

Das gewaltige Tier hatte nach vielen Versuchen einen Zweig in seine Klauen bekommen und strengte sich mit aller Kraft an, dieses merkwürdige Fahrzeug an das flache

Ufer zu ziehen. Längeres Zögern wäre frevelhaft gewesen und in demselben Augenblick, als er durch einen gewaltigen Ruck den Stamm ans Land brachte, feuerten wir auf den Bären, der von zwei Kugeln getroffen in den Fluss stürzte und mitten in den aufschäumenden Wellen verschwand. Eilig sprangen wir zu dem Unglücklichen, den die Vorsehung uns vor Augen geführt hatte, um die finsternen Rachepläne menschlicher Grausamkeit zu vereiteln. Unglücklicherweise waren unsere Bemühungen unnütz. Wir konnten wohl die Fesseln durchschneiden, welche den Körper des Beklagenswerten an den Stamm schmiedeten, aber Leben vermochten wir dem Entseelten nicht wieder einzuhauchen. Nachdem wir den Leichnam rasch in eine der Ufervertiefungen gelegt hatten, mussten wir eiligst unseren Marsch fortsetzen, da uns die Bärenjagd viel kostbare Zeit geraubt hatte, und die geringste Verzögerung noch für die gefährlich werden konnte, welche wir suchten.

Der Tag war angebrochen, als wir die einzige Furt des Arkansas erreichten, welche auch der Squatter hatte passieren müssen. Wir fanden hier zahlreiche Spuren von Menschen und Tieren, vermischt von denen der Wanderer, die wir suchten. Nachdem der Kanadier die auf dem Sand zurückgelassenen Spuren sorgfältig betrachtet hatte, versicherte er mir, dass die Familie, für welche ich mich interessierte, bereits in Sicherheit wäre. Er hatte untermischt mit den Rillen, verursacht durch die Räder, die Spuren eines berittenen Jägerkorps gefunden, welches aller Wahrscheinlichkeit nach sich mit der kleinen Karawane vereinigt hatte, um sie durch die von den Indianern bedrohten Gegenden

zu bringen. Mit großer Freude vernahm ich diese Versicherung. Unser Zweck war erreicht und wir kehrten schnell um, um unsere übrige Reisegesellschaft wieder anzutreffen, welche nur einige Stunden von uns entfernt sein konnte. Wir fanden die Zelte unserer Karawane am selben Ort aufgeschlagen, an welchem *Furchtlos* in der vergangenen Nacht dem grauen Präriebären so tapfer Stand gehalten hatte.

Die Emigranten drängten sich um einen blassen und bebenden Mann, der seine erstarrten Gebeine an den Feuern unseres Biwaks kaum wieder erwärmen konnte.

Zu unserem großen Erstaunen erkannten wir den Unglücklichen, den wir für tot an den Ufern des Arkansas zurückgelassen hatten. Die Gestalt dieses Menschen flößte mir kein Zutrauen ein. In seinen Zügen sprach sich eine Rohheit und Hinterlist aus, welche vorzüglich den entartetsten Klassen der mexikanischen Bevölkerung eigen ist. Seiner Kleidung nach war er einer jener verwegenen Stierjäger, welche um wilde Pferde einzufangen, die entlegensten und unbekanntesten Teile Amerikas aufsuchen. Seine niedrigen und frechen Manieren deuteten darauf hin, dass er zu jenen Wegelagerern gehörte, deren tollkühne Räubereien so oft die unermüdliche Tätigkeit der Schutzjäger ver-lachen.

Wir fragten ihn nach den Ursachen dieser grausamen Rache, der er zum Opfer gefallen war. Er erzählte uns, dass ihn ein Trupp Indianer bei einem ihrer zahlreichen Streifzüge zum Führer gewählt, ihn aber dann dafür gestraft hätten, weil er früher ihren Feinden behilflich gewesen sein

sollte. Die Erzählung des Mexikaners, obwohl mit einer gewissen Unruhe und Hast vorgetragen, stellte uns zufrieden. Die Genugtuung, die ich empfand, endlich beruhigende Nachrichten über die Familie des Squatters erhalten zu haben, machte mich für alle übrigen Tagesereignisse unempfänglich.

Am nächsten Morgen begannen wir von Neuem unseren schweigsamen Marsch durch die Wüste. Unsere weitere Reise bot keinen bemerkenswerten Vorfall mehr dar, bis zu unserer Ankunft auf dem Boden Kaliforniens, wo ich die schrecklichsten Ausbrüche und Verwüstungen jener furchtbaren Geißel sah, welche die Yankees das Goldfieber nennen.



Kapitel 5



Wenn man Santa Fe, die Hauptstadt von New Mexico, im Rücken hat, so muss man, um Kalifornien zu erreichen, noch ungefähr dreißig Meilen gegen Westen zurücklegen und die Sierra Madre überwinden. Eine ungeheure Ebene, welche der rote Fluss von einem Ende zum anderen durchströmt, breitet sich am Fuß der Sierra Madre aus. Sie trennt den östlichen Teil Kaliforniens von den goldhaltigen Gebieten, den Dorados oder den Golddistrikten. Diese Ebene erhebt sich unmerklich in nordwestlicher Richtung und läuft in eine viereckige Hochfläche aus, welche das große Becken genannt wird, etwa fünfhundert Meilen im Durchmesser hat und fünftausend Fuß über der Meeresfläche liegt. Ein unebener Boden, hier mit Hügeln bedeckt, dort mit Gräben durchzogen, dürre Sandstrecken, von fruchtbaren Äckern unterbrochen, und große Teiche mit wilder Vegetation umringt, geben dieser Hochfläche einen rauhen und unfreundlichen Charakter. Die Seen des großen Beckens, unter anderen auch der der Pyramide im Westen und der große Salzsee im Osten, bilden die Reservoirs mehrerer Flüsse, von denen merkwürdigerweise keiner die Berge umfließt und in den Ozean mündet. An der westlichen Seite dieses Plateaus, nach der Seite des Stillen Ozeans zu, streckt die Kette der Schneeberge, die Sierra Nevada ihr weiß gekröntes Haupt dem Himmel entgegen. Am Fuß der Sierra zieht sich ein enger Pass mit vielen Krümmungen

hin, den die Reisenden einschlagen müssen. Er wird der Emigrantepass genannt und bildet die natürliche Verbindung zwischen dem großen Becken und den reichen, von dem San Joaquin River und Sacramento River bewässerten Ebenen.

Wenn man diesen Weg zurückgelegt und die Abhänge der Sierra Madre überwunden hat, tritt man endlich in dieses Tal ein, dessen Schätze heutzutage in der ganzen Welt berühmt geworden sind, und befindet sich gleich mitten in dem goldhaltigen Terrain, auf welches wie auf ein verheißenes Land seit einigen Monaten so viele verlangende Blicke, so große und unersättliche Hoffnungen gerichtet sind.

Wir hatten den Weg genommen, den ich eben bezeichnet habe. Die endlosen Prärien und Ebenen von Santa Fe, die wilden Engpässe der Sierra Madre, die teils wüsten, teils fruchtbaren Flächen des großen Beckens waren von uns überwunden, und angekommen auf der Höhe Sierra Nevada machten wir Halt, um unsere Augen über die Goldstrecken hinschweifen zu lassen. Wir waren die Ersten, die Kalifornien von dieser Seite betraten, denn während die über das Meer gekommenen Goldsucher die Ebenen am San Joaquin und Sacramento auszubeuten suchten und nur nach und nach gegen den westlichen Abhang der Sierra vorrückten, hatten wir es vorgezogen, die Hochebenen und die bis jetzt noch unbetretenen Gegenden Kaliforniens auszuwählen.

Unter großem Tumult hatten wir unser Lager aufgeschlagen. Etwa dreihundert Abenteurer nahmen mit einem Male Besitz von einem Land, wo jeder schon das Gold zu sehen

schien, um welches er so weit und unter so vielen Gefahren hergewandert war. Man traf die Vorbereitungen zum letzten Nachtlager mit fieberhafter Ungeduld. In wenigen Minuten waren die Zelte aufgeschlagen, die Feuer flammten hell auf, wie Freudenfeuer, und vom Himmel sanken die ersten Schatten der Nacht nieder.

Der Schriftsteller, der Kanadier und ich hielten Rat um eines dieser Feuer, wie indianische Krieger, ehe sie in die Schlacht ziehen. Ich unternahm es, *Furchtlos* zu überreden, dass er als Führer und Jäger bei uns bleiben solle. Es gelang mir ohne Mühe. Was hätte ihn auch abhalten sollen? Fand er nicht auf den Abhängen der Sierra, wie an den Ufern seiner großen Ströme oder in der Mitte der mächtigen Prärien dieselbe reine Luft, denselben blauen Himmel, dieselben unumschränkten Jagdgebiete? Wir beschlossen gemeinsam, dass wir vom nächsten Morgen an den Squatter und seine Familie aufsuchen und alles aufbieten wollten, um ein erfolgreiches Resultat zu erzielen. Der Squatter hatte ohne Zweifel denselben Weg eingeschlagen, den unsere Karawane genommen hatte. Es war nun unsere Aufgabe, Gewissheit zu erlangen, ob er sich nach der Ebene gewandt, oder ob er wie wir, die höher gelegenen Gegenden aufgesucht hatte. Diese Frage sollte der nächste Morgen lösen. Während wir uns darüber besprachen, hielt man Rat im ganzen Lager, das sich in viele Gruppen aufgespalten hatte. Die sympathisierenden Gemüter, welche sich auf einer so langen Reise zusammengefunden hatten, schufen zahlreiche Genossenschaften, kleinen Gemeinden gleich, welche sich schon, wie in einem eroberten Lande, die Punk-

te aussuchten, wo sie graben wollten und ihre Besitztümer und Häuser aufzurichten gedachten. Nach diesen Beratungen und lärmenden Vorbereitungen für die Zukunft wurde es ruhig im Lager, und ein stärkender Schlaf belebte die Auswanderer nach den Beschwerden des Tages aufs Neue.

Der Schlaf wurde jedoch gar bald wieder verscheucht. Gegen zwei Uhr nachts gab eine der aufgestellten Wachen ein Alarmzeichen durch das Abfeuern ihrer Büchse. Unzählige Echos, welche der Schuss wach rief, kamen uns wie eben so viele einzelne Schüsse vor, und im Nu war alles auf den Füßen.

Furchtlos war fast zuerst auf und eilte der Richtung des Schusses nach. Nach einer Viertelstunde kam er zurück, und wir erfuhren von ihm, dass die Gefahren, welche wir bis jetzt erlebt, in keinem Vergleich zu denen standen, die wir noch zu erwarten hatten.

Eine Dogge, welche sich mit der Wache auf einem Felsenvorsprunge in der Nähe unseres Lagers befand, hatte mit der ihrer Rasse eigentümlichen Instinkt die Nähe der Indianer gewittert und ein warnendes Geheul ausgestoßen, wodurch der Posten aufmerksam gemacht wurde. Dieser hatte sich nun vorsichtig umgeschaut und in der mondhellen Ebene Reiter erblickt, welche auf das Lager loszurücken schienen, und diese an ihren Umhängen aus Tierfellen als Indianer erkannt hatte. Aufmerksam war er nun allen Bewegungen des Haufens gefolgt, der in einiger Entfernung von unserem Lager haltgemacht hatte. Kaum aber hatten sie Posto gefasst, als ein Mann in mexikanischer Tracht an der Wache, ohne auf den Ruf dieser »Halt! Wer da?« zu

hören, vorübergesprungen und auf die Indianer losgelaufen sei. Daraufhin hatte die Wache geschossen und die Indianer auseinanderlaufen sehen. Ob aber der Mexikaner getroffen war, konnte sie nicht bestimmt behaupten. *Furchtlos* hatte nun in Folge seiner gewöhnlichen Kühnheit ganz allein die Ebene auskundschaftet, die Spuren der indianischen Reiter gefunden, aber von dem Menschen, welchen der Posten gesehen haben wollte, nichts entdecken können. Bei seiner Rückkehr ins Lager hatte er den mexikanischen Stierjäger getroffen, den wir am Ufer des Arkansas gerettet hatten. Auf die an ihn gerichtete Frage, was er zu so früher Zeit hier treibe, habe dieser Mensch nur leere Ausflüchte gehabt.

»Was es auch gewesen sein mag«, sagte kopfschüttelnd der Kanadier, »es ist dies ein trauriges Vorzeichen für unsere Unternehmung.« Diese Worte erweckten in uns keine angenehmen Gefühle, denn wir wussten aus Erfahrung, dass *Furchtlos* sich selten irrte.

Auf diese Weise verbrachten wir die erste Nacht in der Sierra Nevada. Beim Anbruch des Tages begann ich, von *Furchtlos* begleitet, die verabredeten Nachforschungen, während mein Reisegefährte bei unserer Habe zurückblieb. Wir lenkten unsere Schritte dem See zu, den wir Tags zuvor von einer der Anhöhen bemerkten, auf welcher unsere Karawane angehalten hatte.

»Seht«, sprach der alte Jäger zu mir, »seht hier die Räder Spuren, welche nach zwei entgegengesetzten Seiten auseinanderlaufen. Folgt Ihr der einen Richtung, ich werde der andern nachgehen, denn so muss einer von uns beiden an

den Punkt kommen, wo die Wagen angehalten haben.

Wir trennten uns. Die Richtung, welcher der Kanadier folgte, schien über einen glatten Abhang dem See zuzulaufen, während meine nach der Mitte steiler und abschüssiger Felsen führte, welche das entgegengesetzte Ufer des Sees begrenzten. Ich marschierte gespannt fort, die Augen fest auf den steinigen Boden gerichtet, auf dem die Wagen nur hin und wieder einzelne Furchen hatten lassen können, wurde jedoch bald in meinen Nachforschungen durch den Fall eines Steines unterbrochen, welcher vor meinen Füßen hinrollte. Ich erhob den Kopf und bemerkte den mexikanischen Jäger, welcher mir seit dem Lärm in dieser Nacht sehr verdächtig vorkam. Mit herabhängenden Beinen einer Büchse, den ich zum ersten Mal in seinen Händen sah, quer über die Knie gelegt, saß er auf dem Rande eines vorn überhängenden Felsens, der mindestens fünfzig Fuß hoch über mir lag. Der Mexikaner gab mir ein Zeichen, zu ihm zu kommen, und ich folgte seinem Ruf in der Hoffnung, dass ich von dieser nicht unbedeutenden Höhe aus einen Blick auf den See und seine Umgebungen werfen konnte.

Nicht ohne Anstrengung gelangte ich zu ihm.

»Diese Einöde bringt Euch viel Gefahren«, sagte er, als ich an seiner Seite stand. »Glaubt mir, nach langem Aufenthalt erst werden Eure Beutel sich mit Goldstaub füllen und gestern erst seid Ihr hier angekommen. Handelt Ihr daher nicht unvorsichtig, in dieser Wüste allein umherzustreifen.«

»Ich räume das ein«, entgegnete ich, »aber ich bin ohne Furcht, wie ein Mann, den seine Armut schützt, und der

glücklicherweise einen Gefährten hat, der nicht weit entfernt ist und hier nur Wild sucht.«

»Ja, ja, der kanadische Jägersmann. Dieser Mann hat viel Erfahrungen gesammelt, er ist nicht wie die übrigen geizigen Amerikaner, welche wie ein Schwarm Raubvögel auf unser schönes Land herabstürzen.«

Während dieser Worte zeigte der Mexikaner mit der Hand in Richtung des Lagers, wo eine ungewöhnliche Unruhe herrschte!

»Welch eine Habsucht unter diesen Leuten«, fuhr er fort, »und wie viele von ihnen werden es gar bald beklagen, dass sie ihre Heimat verlassen haben.«

»Was sagt Ihr da?«, fragte ich erstaunt. »Ist denn das Gold hier nicht so reichlich vorhanden, wie man behauptet, oder ist es so schwer aufzufinden?«

»Das Geschäft des Goldsuchens ist mit Gefahren verknüpft, die noch keiner kennt«, erwiderte der Mexikaner mit hämischem Lachen. »Und dann die Aufregung des Gemüts, die Ermattung des Körpers, die Ausdünstungen der Flüsse, Seen und des aufgewühlten Landes, Hunger und Durst, rechnet Ihr das für nichts? Lasst diese Unsinnigen sich nur auf dieses Land stürzen, als wenn jeder Kieselstein, jedes Sandkorn ein Stück Gold in sich verborgen hielt! Nach einigen Tagen wird hier für die Geier eine schöne Ernte sein.«

»Was!«, rief ich entsetzt, »ist denn alles, was man über die verborgenen Reichtümer dieses Landes sagt, eine bloße Lüge?«

»Hört mich an«, sagte der Mexikaner, »ich bin Euch, dem

Jäger und Eurem Freund großen Dank schuldig. Um Euch zu zeigen, dass ich nicht undankbar bin, will ich Euch mitteilen, was ein wahrer Gambusino¹ vor allen Dingen kennen muss. Es gibt wenigstens Tausende von Arten, Gold zu suchen, ohne von der meinen zu sprechen. Aber darum handelt es sich jetzt in diesem Augenblick nicht. Die Hauptsache ist, dass man ganz Kalifornien schon vor der Ankunft der fremden Goldsucher sehr genau kennt. Meine Jugend habe ich in diesem Land unter Goldsuchern verbracht und kann wohl sagen, dass ich hierin einige Kenntnisse besitze. Vermeidet daher den Lauf der Flüsse, denn seit Jahrhunderten, welche sie in dieser Richtung fließen, haben sie alles Gold mit fortgetrieben, welches sie aus den Adern herauswaschen konnten, und die Goldkörner, welche sie noch mit sich führen, stehen in keinem Vergleich zu dem Fieber und rheumatischen Leiden, welche ihre Ausdünstungen erzeugen. Sucht vor allen Dingen die ausgetrockneten Stellen der Sturzbäche auf. Da ist etwas zu finden. Die Sturzbäche haben keine Quellen, denn obwohl sie immer in dem Bette bleiben, das sie sich einmal gewühlt haben, entspringen sie doch an verschiedenen Punkten auf dem Rücken der Gebirge. Mit der Wucht ihres reißenden Laufes führen sie in kurzer Zeit mehr Gold aus den hervortretenden Adern mit, als ein anderer Fluss in einem ganzen Jahrhundert. Die Senkung des Erdbodens wird Euch den Weg andeuten, den Ihr nehmen müsst. In diesen Betten grabt, denn die größten Goldstücke, welche bis jetzt vorge-

¹ Goldgräber

kommen, sind nur da gefunden worden. Achtet dabei auch sorgfältig auf die Pepitas², die Ihr mitunter antreffen werdet. Findet Ihr nun, dass dieselben noch ganz scharfe Ränder haben, so ist das ein Zeichen, dass sie vom Wasser nicht weit fortgetrieben, vielmehr in der Nähe des Felsens geblieben sind, von dem sie abgespült wurden. Findet Ihr nun an ihrer äußeren Umhüllung noch Goldstückchen anhängend, so höhlt sie aus, zerschlagt sie, grabt in dem Felsen, wo Ihr sie gefunden, und leitet das Wasser ab, wenn es Euch hinderlich sein sollte. Denn da werdet Ihr die ergiebigsten Adern vorfinden. So leidet Ihr wenigstens nicht durch die Kälte der Flüsse und durch die fieberschwangeren Ausdünstungen des umgewühlten Bodens.

Diese Anweisungen schienen unbestreitbare Wahrheiten in sich zu bergen. »Warum aber«, fragte ich den Mexikaner, »verzichtet Ihr auf ein Geschäft, dessen Geheimnisse Ihr so trefflich ergründet habt?«

»Ich habe Euch bereits gesagt, dass es mehrere Arten Gold zu suchen gibt. Doch genug hiervon.«

»Adieu, edler Herr, und wenn Ihr mir trauen wollt, so wagt Euch nicht allein und ohne Waffen vom Lager weg. Ich habe Euch nun gute Ratschläge und wohlgemeinte Warnungen erteilt. Ich bin quitt mit Euch und gehe wieder meinen Geschäften nach. Es hängt jetzt von Euch ab, meine Erfahrungen zu nutzen und die Gefahren zu vermeiden, anstatt sie aufzusuchen.«

Nach diesen Worten erhob sich der Stierjäger, warf einen

² Muscheltiere

spöttischen Blick auf mich, eilte mit großen Schritten den Felsen hinab und war mir bald aus den Augen entschwunden. Ich machte mich ebenfalls wieder auf und ging den Räderspuren nach, die sich von Zeit zu Zeit wieder zeigten. Ich verfolgte den Weg, den ich eingeschlagen hatte, und kam in eine Ebene, in deren Mitte der See Bompland seine klaren Wellen spiegelt.

Dieser See, eingeschlossen von den höchsten Gipfeln der Sierra Nevada, bildet ein Parallelogramm von fünfhundert Meilen Länge und zwei Meilen Breite. Seine Ufer, welche später mit Auswanderern überfüllt waren, lagen noch verlassen da. Zwei Wagen indessen, welche in der Nähe des Sees hielten, deuteten an, dass sich doch bereits einige Kolonisten dort niedergelassen hatten. Die Bauart der Wagen, die weißen Decken, mit welchen sie überspannt waren, erregten meine Aufmerksamkeit und ich glaubte Townships Geschirr zu erkennen. Ich verdoppelte meine Schritte und war bald zu der Gewissheit gelangt, dass ich mich nicht getäuscht hatte. Die drei Söhne Townships waren in der Nähe der Wagen mit Durchsuchung goldhaltigen Sandes so emsig beschäftigt, dass sie mich gar nicht bemerkt hatten. Ich hatte das entsprechende Beispiel jener Gold- und Gewinnsucht vor Augen, welches den Mexikaner so sehr empörte. Der eine der jungen Auswanderer siebte mithilfe einer breiten Schaufel die größeren Sandstücke durch eine von Ruten geflochtene Wanne, während seine beiden Brüder die auf einer Büffelhaut durchgesiebten Stücke emsig durchsuchten. Die durchsiebten Sandhaufen lagen in einer ziemlichen Anzahl neben den jungen Leuten und harrten

der letzten und entscheidenden Operation der Wäsche. Das war die Art und Weise des Goldsuchens in ihren ersten Anfängen. Ich unterbrach die jungen Leute in ihrer Beschäftigung und gab mich dem ältesten Sohn, Terenz oder Terry genannt, zu erkennen. Ich hatte die liebevolle Sorgfalt noch nicht vergessen, mit welcher er mich beim Zusammentreffen mit seinem Vater behandelt hatte. Nachdem der erste Augenblick der Überraschung vorüber war, führte mich Terry zum Lager des Squatters.

Township hatte ein kleines Tal zwischen dem See und den diesen umschließenden Bergen zum Aufenthalt für seine Familie gewählt. Sein Zelt und seine Wagen, hinter einem kleinen Hügel aufgestellt und von Baumstämmen geschützt, bildeten eine Art Verschanzung, welche den Aufenthalt gegen einen Handstreich sicherten. Terry führte mich in das gemeinschaftliche Zelt, wo mich der Squatter und seine Frau wie einen alten Bekannten aufnahmen. Townships junge Tochter erwiderte meinen Gruß mit einem jener lieblichen Lächeln, an welche ich während meiner langen Reise nie ohne Wehmut gedacht hatte.

»Sollen wir uns denn immer in gleicher Absicht und auf gleichem Terrain begegnen?«, rief der Squatter. »Hier aber brauchen wir uns voreinander nicht zu fürchten, hier ist Raum genug, hier ist es nicht wie in Red Maple. Seid denn herzlich willkommen!«

Dieses herzliche Entgegenkommen überzeugte mich genügend, dass der Squatter keine feindlichen Absichten gegen mich hegte, und dass keine unangenehme Erinnerung an unsere erste Begegnung in seinem Gemüt zurückgeblie-

ben war. Ich teilte Township einen Teil der Gründe mit, aus welchen ich diese Reise unternommen hatte. Ich erzählte ihm meine vergeblichen Versuche, um ihn von Guyandotte aus aufzusuchen und unsere Exkursion, um ihn an den Ufern des Arkansas wiederzufinden. Ich teilte ihm mit, unter welcher merkwürdigen Umständen wir bei dieser Gelegenheit den Mexikaner gerettet, und dass wir ihn mit uns genommen hätten. Ich war erstaunt über die Unruhe, mit welcher der Squatter den letzten Teil meiner Erzählung anhörte. Die ganze Familie schien dieses unangenehme Gefühl der Unruhe zu teilen, und Townships Verlegenheit war augenscheinlich. Er fasste sich jedoch bald darauf wieder und erzählte mir mit angenommener Fröhlichkeit, dass er beinahe das Opfer eines räuberischen Überfalls geworden sei, dass jedoch noch rechtzeitig ein kleines Korps Schutzjäger ihm zu Hilfe gekommen, und dass dieser Unfall der Einzige auf seiner ganzen Reise gewesen sei. Nachdem ich seine Erzählung angehört hatte, schlug ich ihm freundlich vor, mit mir und meinen Gefährten in jeder Beziehung gemeinschaftliche Sache zu machen. Drei bewaffnete Männer, unter welchen sich ein ergrauter Jäger wie *Furchtlos* befand, wurden, wie ich es auch erwartet hatte, mit Freuden begrüßt und aufgenommen.

Zufriedengestellt mit dem Resultat meiner ersten Unterhaltung, entfernte ich mich, um meine Gefährten aufzusuchen, die ich im Lager zu finden hoffte.



Kapitel 6



Bei meiner Rückkehr in unser Hauptlager fand ich weder den Schriftsteller noch Furchtlos vor, der sich jedenfalls noch mit Townships Aufsuchung beschäftigte. Unser für die Reise gemieteter Diener hatte sich, während wir alle unterwegs waren, aus dem Staub gemacht, ohne sich weiter um unser Zelt zu kümmern. Glücklicherweise hatte noch niemand aus unserer Abwesenheit Nutzen gezogen, denn unsere Habseligkeiten standen noch unberührt da, ja selbst unser Diener hatte außer seinem bescheidenen Gepäck nur das Pferd mitgenommen, das wir für ihn angeschafft hatten.

Es war nur zu wahrscheinlich, dass dieser verschlagene Mensch, nachdem er die Reise auf unsere Kosten mitgemacht hatte, es vorzog, auf eigene Rechnung das Geschäft eines »Gambusino« zu betreiben. Ich erkannte hierin ein erstes Anzeichen der hier herrschenden Krankheit und dachte mit Entsetzen an das Unheil, welches dieses furchtbare Goldfieber über unsere eben erst gründende Kolonie hereinbrechen würde.

Ich eilte durch das Lager und fand überall dieselbe Stille und Ruhe wie in unserem Zelt. Die Ochsen, noch angeschirrt, standen ruhig vor den von ihren Besitzern verlassenen Wagen. Die Zelte waren verlassen. Die Goldsucht schien alle Auswanderer wie eine ansteckende Krankheit vertrieben zu haben. Keiner hatte die Unruhe zügeln können, die ihn seit drei langen Monaten verzehrt hatte. Alle

waren in die verschiedensten Richtungen gestürzt, um goldhaltige Stellen zu suchen, unbekümmert um das, was sie an Wertvollem und Nützlichem zurückließen. Der Romandichter war dem Beispiel der Übrigen gefolgt. Die Goldminen Kaliforniens sollten ihn für die Enttäuschungen schadlos halten, welche er in den Sümpfen Virginias erlitten hatte. Er war einer der Letzten bei der Rückkehr ins Lager.

»Ein herrliches Land«, sagte er an mich herantretend, »man kann hier meilenweit gehen, ohne einen einzigen Morast zu finden, selbst wenn man danach suchen wollte. Das ganze Land besteht aus sandigen Ebenen.«

»Ist das alles, was Ihr entdeckt habt?«, fragte ich lachend.

»Es ist doch etwas, denn ich habe einen Abscheu vor Sümpfen. Da der Sand Gold in sich birgt und ich die Überzeugung gewonnen habe, dass dies eine vollkommen wahre Tatsache ist, habe ich sofort einen solchen Goldplatz für einige Taler in bar gekauft.«

»Was? Hier einen Platz kaufen? In Kalifornien? Ihr wollt Euren Scherz mit mir treiben.«

»Warum? Wenn man sich für wenige Taler die Dollars tausendfach verschaffen kann, so ist dies doch ein ausgezeichnetes Geschäft. Wir verlassen das Lager und biwakieren diesen Abend auf unseren Goldfeldern.«

Furchtlos kehrte in dem Augenblick zurück, als mir der Romandichter einige nähere Mitteilungen über seinen Ankauf geben wollte. Er brachte einen prächtigen Damhirsch mit und hatte überdies noch die Fährte eines braunen Bären entdeckt, dabei aber vergessen, den Squatter weiter zu

suchen. Ich unterrichtete meine Gefährten von der Flucht unseres Dieners, teilte ihnen aber auch mit, dass ich Township gefunden hatte. Die letztere Nachricht rief eine lebhaftere Freude hervor und verwischte den Eindruck, den das Verschwinden des Dieners verursacht hatte. Indessen konnten wir unseren Zusammenschluss mit dem Squatter nicht eher ausführen, bis wir das von dem Dichter angekaufte Land durchsucht hatten.

»Wir werden immer noch Zeit haben«, rief er aus, »uns mit Township zu vereinigen!«

Furchtlos spannte den Wagen an. Wir setzten uns zu dem Ort in Bewegung, den mein Gefährte für sich zu freier Verfügung gekauft hatte. Auf dem Weg dorthin teilte er mir die näheren Gründe mit, die ihn zum Abschluss dieses Handels bewogen hatten. Als er in den dem Lager benachbarten Ebenen nach einer bequemen goldhaltigen Stelle gesucht hatte, bemerkte er zwei, mitten im Sand sitzende Männer bemerkt, welche ihrer bizarren Kleidung nach nur wirkliche Kalifornier sein konnten. Einer dieser Männer hatte eine ernste Haltung und das ehrwürdige Aussehen eines Alkaden, der andere, in einen zerrissenen Mantel gehüllt, über welchem das Haupthaar unordentlich herunterfiel, das Aussehen eines Bettlers oder vielmehr eines Räubers. Beide hatten breite hölzerne Mulden, welche sie voll Sand füllten, danach diese mit größter Vorsicht in das Wasser eines nahen Flusses tauchten und den nass gewordenen Sand mit ihren Fingern durchwühlten. Allen Anzeichen nach musste diese Prozedur vom besten Erfolg gekrönt gewesen sein. Denn jedes Mal kamen aus dem Mund des

Arbeiters im zerrissenen Mantel Freudenschreie, untermischt mit inbrünstigen Dankesworten an alle Heiligen des Paradieses. Mit Erstaunen hatte der Dichter zugesehen. Der Goldsucher jedoch fuhr in seiner Arbeit fort, ohne jenen zu bemerken, und richtete von Zeit zu Zeit, in schlechtem Englisch einige Worte an seinen Begleiter. Er drückte seinen Verdruss aus, dass er bereits am Abend dieses so reiche Gebiet verlassen müsse, ohne einen Menschen finden zu können, der es ihm abkaufen wollte. Bei diesen Worten hatte er ein Goldstück von der Größe eines Mandelkerns zwischen seinen Fingern gehalten. Der Alkade hörte schweigsam zu. Mein Gefährte aber kannte in seiner Freude keine Grenzen mehr, denn das Goldstück war vor seinen Augen aus dem Sand herausgesucht worden.

»Und wenn ich Euch diese Strecke abkaufte«, rief er den beiden Gambusinos näher kommend lebhaft aus und bot ihnen zehn Dollar, da ihm nicht mehr übrig geblieben war. Der Goldsucher hatte lange gezögert, den Handel abzuschließen. Aber wegen dringender Geschäfte, in einer Ehrensache nach San Francisco gerufen wurde und somit gezwungen war, den Claim zu verlassen, hatte er unter Verwünschungen und Fluchen endlich mit den Worten eingewilligt, dass er gegen einige Piaster den Wert einer Million eintauschte. Unser Schriftsteller, erfreut über dieses unerwartete Glück, wollte uns ohne Aufenthalt in sein Eldorado führen, das er sich durch solch leichten Kauf erworben hatte.

Wir gelangten zu dem erwähnten glückseligen Orte, suchten unsere Schaufeln, Hacken und Siebe heraus, wel-

che auf dem Wagen lagen, und gingen mit großem Eifer an unsere Arbeit, während der Kanadier seinen erlegten Hirsch abzog und davon einige Teile für die Abendmahlzeit zubereitete. Zu unserem großen Erstaunen verstrich eine Stunde nach der anderen, ohne dass sich nur das kleinste Goldkörnchen unter den von uns ausgegrabenen, gesiebten und mit äußerster Sorgfalt durchgewaschenen Sandhaufen vorgefunden hätte. Die Nacht brach ein und wir hatten noch nicht die geringste Kleinigkeit an Gold entdeckt.

»Wir haben es noch nicht richtig im Griff«, tröstete der unverdrossene Dichter, dessen Zuversicht nichts zu erschüttern vermochte, »morgen wird alles besser gehen.«

Indessen verstrich der zweite Tag, ohne ein besseres Resultat erzielt zu haben. Der Boden, aufgewühlt nach allen Seiten, zeigte uns wie am Tag zuvor nur Sand und Steine. Als der Abend kam, waren wir vollkommen erschöpft. Die Vermutungen, welche ich über die Redlichkeit dieses Claimkaufs gehegt hatte, wurden bei mir zur Gewissheit. Der Dichter war durch die List eines gewandten Gauners, welcher auf dessen Leichtgläubigkeit gesetzt hatte, tüchtig getäuscht worden. Ich teilte ihm meine Ansicht mit, die auch er kurze Zeit später zu teilen schien. Wir beschlossen, an dem folgenden Tag, ohne noch viel Zeit für den nicht lohnenden Boden zu verschwenden, Township und seine Leute am Ufer des Sees aufzusuchen und dort unsere Arbeiten mit Berücksichtigung der vom mexikanischen Jäger gegebenen Anweisungen von Neuem aufzunehmen.

Mit dem ersten Strahl des anbrechenden Morgens bestie-

gen wir unseren Wagen und hatten in kurzer Zeit das Ufer des Sees erreicht. Dort hatte alles eine andere Gestalt angenommen. Die abgesonderten einzelnen Parteien, welche sich in unserer Karawane gebildet hatten, schienen sich ein Rendezvous gegeben zu haben. Hütten in der Ebene, auf den Felsen, unter Tannen und Zedern waren bereits errichtet worden. Jede der einzelnen Parteien hatte ihr abgesondertes Terrain und ihre bestimmten Wohnungen. Ein Haufen Arbeiter trieb sich unaufhörlich zwischen diesen Hütten, die einer kleinen improvisierten Stadt glichen, geräuschvoll umher. Die Freudrufe der Goldsucher und ihre lärmende Tätigkeit bildeten einen seltsamen Gegensatz zu dem totenähnlichen Schweigen, das sich über die höchsten Gipfel der Sierra Nevada gelagert hatte. Es schien mir, indem ich die Grabesruhe dieser hohen Bergzinnen mit dem wilden Treiben im Tal verglich, als ob die Natur selbst ihre erhabene Größe der unruhigen Tätigkeit der Menschen entgegenstellen wollte.

Ich fand dort größtenteils die bekannten Gestalten unserer Reisegefährten wieder, aber vergeblich versuchte ich unter ihnen den Mexikaner vom Arkansas zu entdecken. Seit dem Alarm jener Nacht hatte ihn niemand wieder im Lager gesehen. Unser Zusammenschluss mit dem Squatter wurde rasch vollzogen. Wir erweiterten den Umkreis seines einer Verschanzung gleichenden Anbaues, um Raum für unser Zelt und unseren Wagen zu gewinnen. Furchtlos schlief unter der Decke des Wagens, während der Dichter und ich im Zelt logierten.

Von den geträumten Millionen meines Gefährten war nur

die Hoffnung auf ihren künftigen Besitz geblieben. Wir beschlossen nun, um zu einem Resultat zu gelangen, voneinander getrennt zu arbeiten, nachdem wir uns durch Beobachtung der an den Ufern des Sees tätigen Goldsucher mit den verschiedenen Verfahren dieser Kunst etwas vertraut gemacht hatten.

Goldminen sind in Kalifornien als auch in mehreren mexikanischen Staaten im Überfluss vorhanden. Aber um diese zu finden, ist eine gewisse praktische Erfahrung erforderlich, die uns allen noch fehlte. Vor allen Dingen kam es darauf an, beim Auswaschen des goldhaltigen Sandes mit größter Vorsicht und Aufmerksamkeit zu Werke zu geben. Die unter dem Sand befindlichen Goldstücke, welche durch Regenwasser von ihren Adern abgelöst werden, sind mit einer Tonschicht überzogen, welche sie ganz unkenntlich macht. Sie erhalten ihren Glanz und ihr Ansehen erst durch Waschen und Reiben mit reinem Wasser. Die Maschinen, welche das Auswaschen der Steine und des Sandes verrichten, waren die vollkommensten und einträglichsten und erforderten einen geringen Zeitaufwand. Der amerikanische Erfindungsgeist hatte mithilfe dieser Maschinen, zu deren Bau er allerdings seine ganze Schaffungskraft aufbieten musste, in ziemlich goldarmen Distrikten höhere Resultate erzielt als in goldreichen Gebieten.

An den Ufern des Bompland sahen wir einige dieser mächtigen Maschinen, wahre Wunderschöpfungen der amerikanischen Industrie, in Aktion.

Riesenhafte Kübel und Tröge, unaufhörlich gefüllt, angefeuchtet und ausgeleert, verarbeiteten mithilfe einer von

nur einem Arm dirigierten Winde, ungeheure Sandlasten, welche mehrere starke Männer kaum zu bewegen imstande gewesen wären. Breite, mit Schlingen zusammengebundene Körbe wurden mithilfe langer Stricke, deren Enden zwei Arbeiter hielten, beständig in den See getaucht und wieder herausgezogen. Andere Goldsucher arbeiteten an der Vollendung von großen Wasserrädern, deren eisenbeschlagene Schaufeln den Sand gleichzeitig reinigen und waschen sollten. Mit einem Wort, diese unermüdliche amerikanische Unternehmungslust, welche schon die Gestalt eines Weltteils verändert hatte, war in vollster Wirksamkeit.

Die Wesen strahlten vor Entzücken, denn diese rastlose Tätigkeit begann Früchte zu tragen. Überall vernahm man Freudenrufe und wahrhaft unsinnige Dankesäußerungen. Frohlockend zeigte man sich Goldkörnchen, obwohl diese als Ausbeute der daneben liegenden Sandhaufen bezüglich ihrer Größe in keinem Verhältnis standen. Andere Glücklichere fanden zuweilen etwas ansehnlichere Stückchen, deren Umfang von Mund zu Mund getragen, in Europa als ganze Goldklumpen ausposaunt wurden. Sobald der Abend hereinbrach, berechneten die Arbeiter beim Schein der Feuer, an welchem die Jäger jeder Partei das erlegte Wild zubereiteten, ihren Gewinn, versprachen sich für den nächsten Tag noch größere Beute und wiegten sich in goldene Träume ein.

Inzwischen fehlte es auch nicht an dunklen Gerüchten. Arbeiter, die sich entfernt hatten, um das zum Aufbau neuer Maschinen notwendige Holz zu fällen. Die von ihren Streifzügen zurückkehrenden Jäger hatten beunruhigende

Anzeichen bemerkt und verdächtige Gestalten auf den Felsen herumschleichen sehen. Die Ausdünstungen der aufgewühlten Erdmassen und die glühende Sonnenhitze hatten in der Atmosphäre Krankheitskeime verbreitet, welche bei beständiger Arbeit und unzureichender Nachtruhe sich weiter entfalten mussten. Man empfand die Gefahr, ohne sie zu sehen. Unruhe war in jeder Miene und hatte sich über die ganze Kolonie gelegt, unsichtbaren Gewittermassen gleich, welche mit einem Mal sich entladend, die furchtbarsten Zerstörungen in ihrem Gefolge haben. Inmitten dieser allgemeinen Bestürzung bot mir die Familie des Squatters, welche ich oft aufsuchte, die angenehmsten Zerstreuungen. Indes verschaffte sich dieser traurige Zustand überall Platz, und die Besorgnis, die man in den Gesichtszügen des Familienoberhauptes las, schien all seinen Kindern bewusst zu sein. Nur durch die Anstrengung der Arbeit allein konnte man sich diesen düsteren Gedanken entziehen. Auch unsere kleine Kolonie arbeitete mit einem wahren Eifer - die Männer im Feld, die Frauen im Haus.

Der Anblick dieser gemeinschaftlichen Kräfte hatte für mich einen besonderen Reiz. Mir war es, als lebte ich in der Mitte einer jener glücklichen Familien, die, wenn auch in der Wüste, doch stets in ihrem Vaterland sind. Diese heilige Kraft des Familienbandes, welche bei den Amerikanern noch durch nichts geschwächt zu sein schien, machte mir die Leichtigkeit erklärlich, mit welcher sie sich zur Auswanderung entschlossen hatten und sich überall rasch heimisch fühlten. Wie kann man auch sein Vaterland vermissen, wenn man sich mit allen, die man liebt, an einem

Herd vereinigt sieht? Während die Frauen spannen, die Kinder die Büchsen reinigten oder sich eine mühsame Arbeit teilten, warf Township einen Blick voll freudigen Stolzes auf die kräftigen Gestalten seiner Söhne, auf seine sanfte und ernste Tochter und gefiel sich darin, die Geschichte seiner Familie zu erzählen, deren Los er durch so viele Gefahren geführt hatte. Diese Erzählung hatte für einen geborenen Amerikaner, den es aus der Stadt unaufhörlich in die Wüsten und Wälder treibt, nichts Auffälliges, wohl aber für einen Deutschen, der die Landbevölkerung beständig nach den Städten verlangen sieht. Ich hörte Township mit viel Interesse zu, denn seine Erzählung bot mir eigentümliche Aufschlüsse über das Leben der Squatter, welche eine der zahlreichsten Klassen unter der amerikanischen Bevölkerung bilden. Vor ungefähr dreißig Jahren hatte sich Townships Vater an der Küste des Atlantischen Ozeans auf einem dürftigen Anwesen niedergelassen. Als aber der Ertrag seiner Äcker mit dem Wachstum seiner Familie in keinem Verhältnis mehr stand, hatte er den Entschluss gefasst, sich einem fruchtbareren Grundbesitz umzusehen. Er hatte all sein verkaufbares Eigentum zu Geld gemacht, bis auf einige Ackergeräte, welche ihm später noch Dienste leisten sollten. Er behielt ein Paar Pferde, welche die zum Transport seiner Familie und seiner Möbel bestimmten Wagen ziehen mussten, sowie eine stattliche Zahl an Hornvieh. Eines Morgens brach er auf. Tage, Wochen, Monate verstrichen bis zu dem Augenblick, bis die ganze Familie, welche die Staaten New York, Pennsylvania und die Alleghany Mountains durchwandert hatte, an den Ufern des Ohio an-

kam. Zu dieser Zeit bedeckten noch dichte, für Wagen undurchdringliche Wälder den Boden, auf dem sich heutzutage reiche Städte erheben. Er hatte mithilfe seiner kräftigen Kinder die ganze zähe Energie eines Auswanderers nötig gehabt, um die Ufer dieses Flusses zu erreichen. Durch eine wunderbare Kühnheit und Ausdauer hatte er den Fluss auf seiner Wanderung überquert und sich mit seiner Familie am entgegengesetzten Ufer des Ohio angesiedelt. Der Punkt, an welchem Townships Vater angehalten hatte, war damals noch ganz verwildert. Feuer und Axt lichteten den erforderlichen Raum, um eine Farm zu errichten, eine Hütte zu bauen und das Land urbar zu machen.

Während die Frauen die durch die lange Reise beschädigten Kleidungsstücke wieder ausbesserten, fällten Männer und Knaben Holz an den Ufern des Flusses.

Ein Feuer, welches die Nacht hindurch vor der Hütte brannte, war für die hinauf- und herabfahrenden Schiffe ein Signal, dass man an diesem Ort Holz kaufen konnte. Solche Verkäufe bildeten den ersten Erwerb für die Farmer, auch Kolonisten genannt. Bald erweiterten die Squatter ihr Farmerleben zu einem Handelsgeschäft. Sie schlugen Bauholz und ließen dieses sogar bis nach New Orleans zum Verkauf transportieren. Ein Jahr war inzwischen verflossen. Von Geschäft zu Geschäft übergehend, hatte sich das Vermögen der Familie dermaßen vermehrt, dass sie sogar einige Hundert Dollar übrig hatte.

Der Handelsgeist des Amerikaners hatte sein Vermögen so ungemein vergrößert, dass nach Nur zwei Jahren das Familienoberhaupt ein reicher Farmer war. Unter den Au-

gen eines solchen Mannes war Township herangewachsen. Er hatte geschworen, sich an seinem Vater ein Beispiel von Mut und Kühnheit zu nehmen und getreu Wort gehalten. Auch er hatte schnell die Gefahren eines abenteuerlichen Lebens mit der Ruhe eines festen Wohnsitzes getauscht. Er hatte eine neue Familie, eine neue wandernde Kolonie für sich geschaffen. In dem Augenblick, wo er mir die Erlebnisse seines mühsamen und tätigen Lebenslaufes erzählte, glaubte er noch nicht ganz am Ende seiner Reise angelangt zu sein. Er sprach und handelte stets wie ein wahrer Squatter. Ich fand in Township sozusagen das Muster jener unermüdlichen Kolonisten, welche ein unwiderstehlicher Drang beständig mit Axt und Pflug umherwandern lässt.

Die Gespräche mit Township und die im Kreise seiner Familie verlebten Abende waren für mich das beste Hilfsmittel gegen jede Entmutigung. Ich arbeitete umso mehr mit großem Eifer, da mich diese Plaudereien recht erheitert hatten und anspornten. Ich kann es nicht leugnen, dass unsere Arbeit ihre Früchte zu tragen begann. Der Romandichter und ich gruben in dem Bett eines Sturzbaches und erlangten von Tag zu Tag reichere Ausbeute. Wir folgten Schritt für Schritt dem Lauf dieses Baches und, obwohl mit schwächeren Werkzeugen versehen als der größte Teil der übrigen Goldsucher, waren wir nicht weniger glücklich als die erfahrensten Gambusinos. Unterdessen verließen die Arbeiter die Ufer des Sees, die nach allen Richtungen hin durchwühlt waren. Einzelne Trupps betraten bereits das durch Hacke und Steinhammer noch nicht so sehr mitgenommene Gebiet.

Furchtlos begleitete uns beständig auf unseren weiten Märschen, denn die beunruhigenden Anzeichen, die seit einigen Tagen die Kolonie aufs Neue in Schrecken versetzten, verstärkten sich mehr und mehr. Zwietracht begann unter den verschiedenen Parteien Besitz zu ergreifen. Krankheiten fingen an, die durch die ständige strapaziöse Arbeit überreizte Bevölkerung niederzuwerfen. Je mehr Gold gefunden wurde, je mehr stieg die Habsucht. Betrügereien und Angriffe auf fremdes Eigentum vermehrten sich. Beim Sondieren der Flüsse und beim Durchsuchen der Schluchten fand man tote Körper. Jede Nacht entstand Lärm, und trotz der Wachsamkeit unserer Wachen gelang es den listigen Banditen stets, ein Zelt oder einen alleinstehenden Wagen zu berauben. Bemerkenswert war es indessen, dass unter diesen Überfällen und Räubereien bisher nur die in Amerika Geborenen zu leiden hatten. Männer von spanischer Abkunft, welche sich unter uns befanden, hielten dies für gar nichts Auffälliges. War dies ein auf Leben und Tod unternommener Kampf der Vertriebenen gegen die Vertreiber? Der Romandichter und ich unterhielten uns eines Tages darüber, als wir uns von der Arbeit ermüdet in das Bett eines ausgetrockneten Baches gesetzt hatten, in welchem wir reiche Goldvorkommen hofften.

»Welch' düsteres, trauriges Verhängnis«, sagte mein Gefährte. »Wer von uns kann, wie die Sachen jetzt hier stehen, mit Zuversicht behaupten, dass er am nächsten Morgen die Sonne wieder aufgehen sieht?«

»Niemand kann es«, erwiderte eine tiefe Stimme hinter uns, deren Ton mich zittern machte und die Antwort, wel-

che ich meinem Kameraden geben wollte, auf den Lippen ersterben ließ.

Der mexikanische Jäger vom Arkansas stand vor uns. Er ritt ein schönes Pferd und war rasch den Hügel herabgeritten, an dessen Fuß wir saßen. Wir hatten uns jedoch bald von dem Schrecken erholt, den uns diese unerwartete Erscheinung verursacht hatte, und betrachteten stillschweigend einige Augenblicke den Mann, der mit so traurigen Worten unsere Unterhaltung unterbrochen hatte. Der Mexikaner hatte nicht mehr jenen spöttischen und hinterlistigen Gesichtsausdruck, der uns an ihn gestört hatte. Seine scharf markierten Gesichtszüge zeigten Aufregung und Kummer, seine Kleidung war sorgfältiger wie gewöhnlich und alles in seinem Wesen deutete auf einen plötzlichen Glückswechsel.

»Seit ich mich von Euch verabschiedet hatte«, begann er, meiner Frage zuvorkommend, »habe ich einen Teil dieses Landes durchstreift und vom Salzsee an bis nach San Francisco überall amerikanische Auswandererscharen wie gierige Raubvögel angetroffen. Ihre Kolonnen treffen zu Land und zu Wasser ein und in einem Jahr wird Kalifornien fast ganz überschwemmt sein. Von Fort Sutter bis zur Kolonie der Mormonen wird die Wüste von diesen Emigranten durchwühlt werden.«

»Und im Fort Sutter oder in der Kolonie der Mormonen habt Ihr wohl Euer schöne Kleidung und dieses vortreffliche Pferd gekauft?«, fragte der Dichter etwas ironisch.

»Wenn Ihr Gold genug habt, um einen ähnlichen Kauf zu machen«, antwortete der Mexikaner, »so will ich Euch sa-

gen, wo Ihr Euch auch solche Kleider kaufen könnt. Ich sehe übrigens, dass der brave Herr da, Euer Freund, meinen Ratschlägen gefolgt ist. Ihr sucht in den Sturzbächen und tut Recht daran. Allein Ihr müsst Euch nicht so weit vom Lager entfernen. Diesen Rat habe ich vor wenigen Minuten dem Lewis aus Illinois gegeben.«

Dieser Lewis von Illinois war einer der stärksten Pioniere in unserer Karawane. Während eines Nachtlagers hatte er dem Mexikaner infolge eines Streites einen tüchtigen Faustschlag versetzt. Seit dieser Zeit behandelte der Stierjäger jenen mit einem heuchlerischen Respekt, hinter welchem böse Pläne verborgen zu sein schienen. Der Roman-dichter hatte kaum den Namen Lewis gehört, als ihn seine Spottlust reizte, mit einigen wenig schmeichelhaften Bemerkungen jenes Streites zu gedenken, welcher sich den Vaquero einen so kläglichen Ausgang genommen hatte.

Der Mexikaner erblasste vor Zorn und Grimm, fasste sich aber rasch wieder und antwortete kaltblütig: »O, Lewis und ich sind jetzt die besten Freunde, wir sind quitt und ich habe ihm nichts mehr nachzutragen. Aber traut mir und folgt meinem Rat, der darin besteht, San Francisco sobald wie möglich zu erreichen. Die Felsen und Bergschluchten sind nicht mehr sicher. Ich habe jetzt keine Zeit, Euch mehr zu sagen. Adieu, meine Herren. Zur Nachtzeit muss ich weit von hier sein.«

Der Mexikaner spornte sein Roß und verschwand.

Furchtlos holte uns kurz nach diesem Zusammentreffen wieder ein und die Nacht brach an, als wir bei unseren Zeiten anlangten. An demselben Abend noch vertraute ich

Township die Warnungen des geheimnisvollen und unheimlichen Mexikaners an. Der Squatter hörte mich mit derselben sichtbaren Unruhe an, welche ich bereits an ihm bemerkte, als ich ihm das Abenteuer an den Ufern des Arkansas mitteilte. Er versank in ein tiefes Stillschweigen, als ob er zwischen dem Wunsch, sich auszusprechen, und der Furcht, ein drückendes Geheimnis zu enthüllen, hin und her schwankte. Endlich hatte er einen Entschluss gefasst. Er gab mir ein Zeichen zum Weggehen.

Als er mit mir an meinem Zelt war, fragte er rasch: »Ihr erinnert Euch an die Nacht am Arkansas noch? Ihr habt mir da von einem Menschen gesprochen, den Ihr an einem Baumstamm gebunden und auf dem Wasser schwimmend getroffen habt! Wisst Ihr, wer ihn gefesselt hatte?«

»Nein!«

»Ich tat es, und wenn ich Euch dies bisher verschwieg, so geschah es nur, um mich in Euren Augen nicht bloßzustellen. Meine Ehre erfordert Stillschweigen hierüber. Ich habe Euch schon von der Nacht erzählt, in welcher wir durch eine Räuberbande angegriffen, jedoch durch ein kleines Korps Schutzjäger verteidigt wurden. Das war jedoch, ehe wir die Furt des Arkansas, die ich aufgefunden, überschritten hatten. Bald darauf aber wurden wir noch einmal überfallen. Ein Haufen Indianer griff, unter der Anführung eines Mannes von unserer Farbe, unser Lager an. Wir verteidigten uns tapfer, und der Anführer jener Rotte, der Mensch mit dem blassen Gesicht, stürzte, nach dem wir mehrmals Feuer gegeben hatten, von einer Kugel getroffen vom Pferde. Die übrigen Schurken stoben daraufhin aus-

einander. Mein Sohn Terry sprang zu dem herabgestürzten Anführer hin, der nur unbedeutend verletzt war, und nahm ihn gefangen. Ich versprach auf Ehrenwort, diesem Menschen das Leben zu lassen, wenn uns die Indianer nicht wieder angreifen würden. Die Indianer kamen nicht wieder, und ich ...«

Der Squatter hielt inne. Die Stimme versagte ihm. Ich ahnte den Schluss dieses düsteren Vorfalles.

In einer jener Stunden, in welcher der Squatter durch den Genuss des Branntweins bei dem geringsten Umstand in Zorn und Raserei versetzt wurde, hatte er ein Verbrechen verübt. Nachdem Township geschworen hatte, den Wege- lagerer am Leben zu lassen, hatte er in einem Augenblick der Besinnungslosigkeit den Gefangenen lebendig an einen Baumstamm gebunden und den Unglücklichen so in die Fluten des Arkansas geschleudert.

»Hat ihn der Strom nicht wieder ausgespien? Ist ihm das Leben nicht wieder zurückgegeben?«

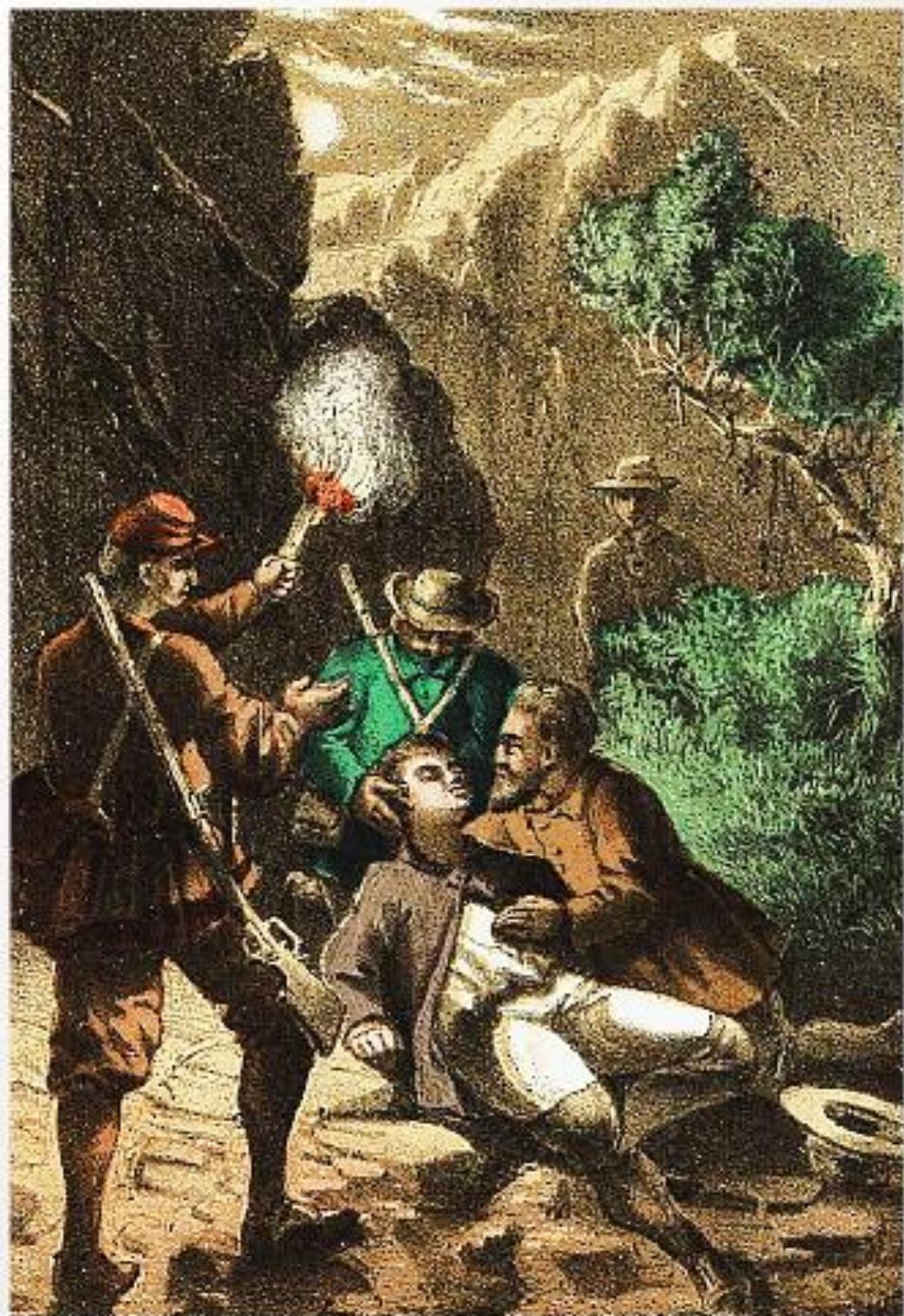
»Gott wird mich strafen«, sagte Township, indem ein Schauer des Entsetzens seinen riesigen Körper erfasste. »Gott wird mich strafen für diesen Fehltritt. Der Mensch, der Euch begegnet ist, wird das Werkzeug seiner Rache sein. Wenn nur diese Rache nicht meine ganze Familie ins Verderben stürzt? Kann ich denn hoffen, dass der Hass dieses Elenden sich nur auf mich erstrecken wird? Treibt er nicht schon die Indianer herbei und hat er deren blinde Wut nicht schon gegen alle amerikanischen Auswanderer aufgestacheln? Seht Ihr nicht, dass die Amerikaner allein beraubt und angefallen werden? Ahnt Ihr nicht, was ich

damit sagen will?«

Ein Trupp Männer trugen eben auf einer Bahre ein neues Opfer dieser täglichen Schlachtereien an uns vorüber. Wir schlossen uns dem Leichenzug an. Beim Schein der Fackeln hatten wir den Unglücklichen erkannt. Es war Lewis von Illinois.

Nur mit Entsetzen konnte ich an die Worte des Mexikaners denken: »Lewis und ich sind quitt, ich habe ihm nichts mehr nachzutragen.« Schweigend drückte ich die Hand des Squatters, welcher beim Anblick des Leichnams seine Wut gegen den vermeintlichen Mörder Lewis erwachen fühlte und einen jener fürchterlichen Flüche ausstieß, durch welche die Amerikaner ihre Leidenschaft größtenteils noch mehr steigern. Gleich darauf trennten wir uns, und ich kehrte mit dem Gedanken in mein Zelt zurück, alle Kräfte aufzubieten, um dies furchtbare Land sobald als möglich verlassen zu können.





Kapitel 7



in Monat war seit unserer Ankunft in Kalifornien verflissen. Die unversöhnlichsten Leidenschaften waren unter dieser, an einem Ort und zu einem Zweck vereinigten Menge ausgebrochen: Habsucht, Gier, Mutlosigkeit und Furcht übten ihre verderblichen Folgen aus. Der Charakter des Amerikaners hatte sich sozusagen total gewandelt. Ein vermischtes Geschlecht schien unter meinen Augen entstanden zu sein. Die Geradheit und der männliche Ernst der angelsächsischen Rasse waren einer vollständigen Ruchlosigkeit und Sittenverderbnis gewichen. Man fand hier nun alle Laster der ihrer angeborenen Gutmütigkeit beraubten Mexikaner. Unter dem Himmel Kaliforniens, rings umgeben von Felsen mit strotzenden Goldadern, befreiten sich die von den Ufern des Ohio und Hudson hierher gewanderten Menschen von ihren bescheidenen Tugenden, welche so lange der Stolz ihrer Vorfahren gewesen waren. Sie wurden herrschsüchtig, heuchlerisch, liederlich. Sich die Kunst der Goldsucher aneignend, ererbten sie auch deren Sittenlosigkeit. Es waren nicht mehr die rüstigen Holzfäller, die arbeitsamen Farmer, die ich früher so geachtet hatte, es waren wirkliche lasterhafte Gambusinos.

Die Überfälle der Indianer, welche sich fast in jeder Nacht wiederholten, trugen nur dazu bei, die Verwilderung und Verwirrung zu vergrößern. Man lebte in beständiger Unruhe und wilder Aufregung, ein Zustand, der bei langer

Dauer auch die stärksten Charaktere zu brechen vermochte. Jede Gruppe der Auswanderer hatte sich in zwei Hälften geteilt, von denen die eine zum Schutz der Zelte zurückbleiben musste, während die andere zu ihrer täglichen Beschäftigung auszog. Die Strapazen und die Gefahren dieses militärischen Lebens waren mit den beschwerlichsten Arbeiten unseres Kolonistenlebens verbunden. Ich für meine Person zog den Dienst als Soldat dem Goldsuchen vor, während der Squatter mit seinen Söhnen ganze Tage hindurch an den Ufern arbeitete, den Sand feuchtete und auswusch, während Furchtlos und der Dichter gemeinschaftlich in den benachbarten Wäldern jagten, verbrachte ich die langen Stunden als getreue Wache, die Flinte auf der Schulter, um unsere Zelte und Wagen herum auf- und abwandelnd. Mich überkam zuweilen der Wunsch, dass sich mir eine Gelegenheit bieten würde, unsere Ansiedlung gegen einen der seit einigen Tagen immer zahlreicher werdenden Angriffsversuche verteidigen zu können. Ich hoffte dadurch meinen Gefährten zur Abreise zu bewegen und auch Township durch das Vorhandensein ernstlicher Gefahren zu bestimmen, die Existenz seiner ganzen Familie der Rache der Indianer nicht auszusetzen. Die erwünschte Gelegenheit bot sich endlich, jedoch nicht so, wie ich sie mir vorgestellt hatte, denn ich konnte die traurigen Folgen nicht vorhersehen, welche nach einem Monat langen ängstlichen Warten unsere kaum gebildete Vereinigung vernichten sollte.

Es war zwei Tage nach der Unterredung mit Township, in welcher ich den Vorfall mit dem Stierjäger erfahren hatte.

Ich bewachte nach unserer Übereinkunft unsere Zelte, Township und seine Söhne gruben nach Gold, mein französischer Freund und Furchtlos jagten.

Die Sonne ging langsam am Horizont unter, und die Jäger als auch die Goldsucher mussten bald zurückkommen. Schon warfen die Schneegipfel der Berge tiefe Schatten in die Täler, aus denen sich bläuliche Dünste erhoben. Der Doppelberg der beiden Schwestern, der Mount Linne und im Norden der Schneegipfel des Berges Mount Shasta, welcher das Tal des Sacramento beherrscht, glänzten in den Strahlen der sinkenden Sonne. Ich hatte mich auf einer kleinen Erhöhung postiert, von welcher aus ich die ganze Talfläche des Sees überblicke konnte. Im Mittelpunkt erhoben sich die bunten Zelte und die aus Büffelhäuten errichteten Wigwams der verschiedenen Gruppen der Goldgräber. Menschen von allen Rassen und Farben wachten, das Gewehr im Arm, vor den Türen dieser Wohnungen. Ich überließ mich, die Büchse in der Hand, den süßen Träumereien, welche einen oft am Ende eines mühsamen Tages überkommen. Das Ende eines Tages ist in der Wüste ein erhebender, feierlicher Anblick. Von dem Hügel aus, der mir als Beobachtungspunkt diente, hatte ich ebenfalls die Hütte des Squatter im Auge, in welcher ich von Zeit zu Zeit die blonden Haarflechten und das stille Lächeln der jungen Virginierin bemerkte. Reihen von Arbeitern, die vom Feld zurückkehrten, eilten an mir vorüber. Ich tauschte mit einem reich beladenen Goldsucher, der mit heiterer Stirn und leichten Schrittes in das Lager heimkehrte, freundliche Grüße aus, später bedauerte ich den Unglücklichen, wel-

cher von seinem weiten und mühsamen Ausflug nur getäuschte Hoffnungen und Fieberschauer zurückbrachte.

Ich wunderte mich, weder Squatter noch meine beiden Gefährten ankommen zu sehen. Endlich aber gewahrte ich Townships ältesten Sohn, denselben wackeren jungen Mann, mit welchem ich in der ersten Nacht zu Red Maple in so nahe Berührung gekommen war. Terry suchte seit einiger Zeit meine Gesellschaft umso mehr und um so lieber, je mehr er von der Kälte und der fast bis zur Ungerechtigkeit getriebenen Strenge seines Vaters zu leiden hatte. Er war es immer, an dem der Squatter seinem von Kummer und Zorn niedergedrückten Geist durch Schelten und Strafe Erleichterung zu schaffen suchte. Terry setzte dem väterlichen Tadel nur ein respektvolles Schweigen entgegen. Aber im Grunde seines Herzens fühlte er, dass das Band zwischen ihm und seinem Vater brüchig wurde. Voller Sehnsucht erwartete er den Tag, an welchem auch er die elterliche Hütte verlassen und das abenteuerliche und nomadenhafte Leben der Squatter beginnen konnte.

Ich bemerkte, dass er zum ersten Mal mit leeren Händen von der Arbeit kam. Ich fragte ihn deshalb und der junge Mensch setzte sich zu mir, aber ohne auf meine Frage zu antworten, erging er sich in Klagen und Ausrufungen, welche seine mühsam zu bewältigende Ungeduld verrieten. Sein Herz ergoss sich in einfachen Beschwerden über die Langweiligkeit einer eintönigen Beschäftigung, wie die eines Goldsuchers. Ich suchte ihn zu trösten und seine traurigen Besorgnisse zu zerstreuen.

»Ihr habt gut Reden«, entgegnete er, »es ist aber ein er-

bärmliches Geschäft, das wir hier betreiben, und der Squatter kann sich nicht von seinen Gewohnheiten losreißen, weite Reisen zu unternehmen, dichte Wälder abzutreiben, Wüsten urbar zu machen, das ist seine Freude. Ich zähle dreiundzwanzig Jahre, und mein Vater war kaum achtzehn Jahre alt, als er bereits weit entfernt von seiner Familie war. Geduld, die Reihe wird auch an mich kommen.«

Ich erkannte in diesen Äußerungen den amerikanischen Charakter in all seiner Kühnheit und konnte dem jungen Squatter nur eine zustimmende Antwort geben.

Terry, der wenig Neigung verriet, die Unterhaltung fortzusetzen, bot sich an, meinen Platz einzunehmen. Ich war erfreut, meinen Gefährten entgegenzueilen zu können, deren langes Ausbleiben mich zu beunruhigen anfang. Ich lief zu einer Art Schankzelt, in welchem Furchtlos und mein Reisegenosse bei ihrer Rückkehr von der Jagd gewöhnlich einzukehren pflegten. Um zu diesem Zelt zu gelangen, hatte ich eine Strecke freies Feld zu durchschreiten.

Die Nacht war angebrochen, und ich musste mich unseren Wachen kenntlich machen, da Order erteilt war, auf jede irgendwie verdächtige Person zu schießen. Der größte Teil der Arbeiter war zurück, die Feuer leuchteten überall, und vor jeder Hütte wurde mit den verschiedenartigsten Gerätschaften von oft unförmlicher Größe der goldhaltige Sand noch einmal durchsiebt und durchwühlt. Um ihre Herde gekauert, die Gesichtszüge vom Schein der Feuer düster erhellt, den Körper von der Glut der Leidenschaft gebeugt, glichen die Goldsucher mehr Dämonen, als Men-

schen von Fleisch und Blut. Wenn auch das Goldfieber überall wüste Leidenschaften hervorgerufen zu haben schien, so hatten doch auch sanftere Gefühle zu Zeiten ihren Einfluss noch nicht ganz verloren. Ich habe schon erwähnt, dass unser Tross aus Auswanderern aller Länder bestand. Viele befanden sich nun unter diesen, welche die Lieder ihrer Heimat nicht vergessen hatten und sie in der Stille der Nacht zu wiederholen pflegten. Zuweilen hallten die Berge der Sierra Nevada von den Echos eines jener Schweizerlieder wider, die voll Sehnsucht nach den Gletschern ihrer Heimat verlangen, oder die melodischen Stimmen deutscher Landsleute erklangen unter dem Himmel Kaliforniens in den melancholischen schwäbischen oder Tiroler Volksweisen.

Ich war am Schankzelt angelangt, in welchem ich meine Gefährten zu finden hoffte. Dieses Zelt war etwas geräumiger als unsere übrigen, und man verkaufte darin den Pisco, den Branntwein des Landes, von welchem fast jeder Tropfen mit einem Dollar bezahlt wurde, und den Resino, gereinigten katalonischen Branntwein, der nur mit Goldstücken aufgewogen werden konnte. Als ich eintrat, fand ich sämtliche Tische ringsum wie gewöhnlich mit Zechern besetzt, deren Gesichter mir alle ziemlich bekannt waren. Von meinen Freunden sah ich keine Spur und wollte bereits umkehren, als eine Gruppe von drei Personen meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Einer von diesen drei Zechern trug die runde, mit Seide gestickte Weste, den breiten Hut und die weiten Hosen der Mexikaner Kaliforniens, während die beiden anderen mit einer ganz außer-

gewöhnlichen Tracht bekleidet waren. Auf dem Kopf trugen sie Hüte mit silbernen Streifen, aber nur mit einer Umhüllung von Lumpen bedeckten sie den nackten Körper, dessen rote Haut mit pockenartigen Narben überzogen war. Lange Haare fielen unordentlich und wild über die finsternen Gestalten, sodass ihre Gesichtszüge kaum zu sehen waren. Einer dieser Vagabunden steckte oft seine mit langen spitzen Nägeln versehenen Hände in einen goldgefüllten Gürtel, den er um die Hüften trug, und rief lärmend nach dem Wirt.

»Was befehlen die Herren?«, fragte der Gerufene geschäftig. »Pisco oder Resino?«

»Pisco? Pfui Teufel!«, entgegnete der Vagabund mit seiner Art komischer Würde, »haltet Ihr uns für Piscotrinker? Resino verlangen wir, echten. Ihr bewirtet hier den Herrn Alkaden.«

Die Benennung »Alkade« erinnerte mich an das Abenteuer des Romandichters und ich beobachtete die drei Zecher etwas aufmerksamer. Der Alkade nahm nachlässig aus einem Gürtel, wie ihn auch der langhaarige Gauner trug, eine Handvoll Goldstaub, welche der Besitzer des Schankzeltes in der Hand wog und darauf eine Flasche Liqueur herbeibrachte, die man ihm fast so teuer wie ein ganzes Fass bezahlen musste. Darauf streckte der frühere Sprecher seinen Arm aus seiner Umhüllung heraus, füllte rasch sein und seines Gefährten Glas, dachte aber nicht daran, dem Alkaden auch nur einen Tropfen einzuschenken.

»Ihr seid wahrhaftig jetzt zu sparsam«, wandte dieser sich an den Letzteren. Wenn Ihr aber trinken wollt, so müsst Ihr

Euch noch eine andere Flasche kaufen.«

Während der Alkade mit schlecht verhehltem Ärger lachte, stießen die beiden Gauner dicht vor seiner Nase mit ihren Gläsern an, leerten diese in raschen Zügen, tranken aber nicht einmal auf das Wohl der hohen Gerichtsperson.

Nur in Mexiko konnte es vorkommen, dass sich zwei solcher abgefeimten Schurken über die Würde einer Amtsperson lustig machen und ihre Unverschämtheiten an diesen ausüben konnten. Ich beobachtete diese lächerliche Szene sehr aufmerksam, als ich neben mir den Namen des kanadischen Jägers nennen hörte. Ich wandte mich rasch um und bemerkte Townships jüngsten Sohn.

»Ist Furchtlos hier?«, fragte er mich.

»Er ist noch nicht zurück, aber was will man von ihm?«

»Ach Gott«, rief der Knabe, »in unserem Zelt gibt es ein Unglück. Mein Bruder, mein Bruder Terry ... Kommt, kommt!«

Ich begleitete den Knaben, der vor Schrecken nicht reden konnte. Plötzlich fiel ein Schuss.

»Er hat ihn getötet!«, schrie der Knabe und stürzte jammernd auf unsere Zelte zu. Als ich in der Nähe unserer Wohnungen war, sah ich Terry herausspringen und zu meinem großen Erstaunen mehr die Richtung Berge als zum Ufer des Sees zu einschlagen.

Er eilte sicher in sein Verderben. Vergebens rief ich dem jungen Mann nach, aber er sah und hörte mich nicht.

Mit zitternder Hand hob ich den Vorhang, der das Zelt des Squatter verhüllte. Bleich und mit entstellten Zügen, die Augen voller Tränen, hielt das junge Mädchen die Knie

ihres Vaters umschlungen. Die Mutter lag weinend in einem Winkel des Zeltens und Terrys Brüder standen in schmerzlicher Aufregung neben den Squatter. Dieser, dessen Gesicht vom Genuss des Whisky dunkel gefärbt war, hielt die noch rauchende Büchse in der Hand und war in ein dumpfes Hinbrüten versunken. Township war in einem jener Momente, wo er an seinem Sohn die Ausbrüche seiner üblen Laune ausließ. Durch eine bescheidene Erwidern seines Sohnes Terry in volle Wut geraten, hatte seine Büchse ergriffen und in blinder Leidenschaft auf ihn geschossen. Die Tochter war dem Vater in den Arm gefallen und hatte so dem Schusse eine andere Richtung gegeben. Terry aber hatte nach diesem furchtbaren Augenblick seinem Vater feierlich »Lebewohl« gesagt.

Ich fand die unglückliche Familie von diesem furchtbaren Vorfall noch ganz niedergeschlagen vor. Eine Totenstille herrschte im ganzen Zelt und außer dem krampfhaften Schluchzen des jungen Mädchens hörte man keinen Atemzug. Der jüngste Knabe hatte mir mit leiser Stimme und in wenigen Worten die Veranlassung zu diesem fürchterlichen Streite mitgeteilt. Township schien mich nicht zu bemerken. Hoch aufgerichtet und unbeweglich, mit stieren Augen saß er da und schien keinen Anteil an der gemeinschaftlichen Aufregung und Trauer zu nehmen. Ein unvorhergesehenes Ereignis sollte ihn aus dieser Lethargie aufschrecken. Einer der zur Sicherheit des Lagers ausgestellten Wachposten trat rasch in das Zelt und benachrichtigte uns, dass man für die Nacht große Unruhen befürchtete. Mehrere Jäger und Goldsucher seien am Morgen ausgegangen

und seitdem nicht zurückgekehrt. Die außerhalb des Lagers postierten Wachen hätten verdächtige Gestalten in der Nähe herumschleichen sehen, welche beim ersten Schuss in die Berge geflohen wären. Sicherlich beabsichtigten die Indianer einen umfassenden Angriff und wir sollten daher auf unserer Hut, sein. Der Mensch, welcher uns diese Nachricht überbrachte, forderte uns auf, unsere Wagen nicht zu verlassen. Township antwortete nicht, und auch ich machte nur eine beistimmende Kopfbewegung. Kaum aber war der Wächter aus dem Zelt, erfasste der Squatter krampfhaft meine Hand und seine wogende Brust zeigte deutlich, dass die Vaterliebe mit aller Gewalt bei ihm erwacht und sein Zorn besiegt war.

»Eilen wir«, stammelte er, »eilen wir, in einigen Minuten kommen wir vielleicht zu spät.«

Ohne sich nach seiner Familie umzuschauen, stürzte der raue Kolonist aus dem Zelt. Ich folgte ihm, nachdem ich mich aus seinen kleinen Waffenlager mit einer Flinte bewaffnet hatte. Ich war nicht nur um Terry, sondern auch um meinen Gefährten und den Kanadier besorgt. Wir liefen mehr, als wir gingen, bis wir den Fuß des Gebirges erreichten, welchem sich Townships Sohn zugewandt hatte. Wir hielten einen Augenblick an, denn ehe wir mitten in der Nacht in diese wilden Schluchten weiter eindringen, mussten wir erst einen Plan fassen.

Die Finsternis, welche uns umgab, ließ uns Terrys Spur nicht entdecken und somit nichts über die Richtung auffinden, welche er in den Bergen genommen haben konnte. Hatte er einen der Fußwege eingeschlagen, welche in die

Täler des Sacramento führten, oder hatte er sich nach den entgegengesetzten Ebenen gewandt? Auf keinen Fall konnte er weit entfernt sein und zufällig waren ihm vielleicht mein Freund und Furchtlos begegnet. Wir beschlossen auf jede Gefahr hin unsere Erkennungsrufe zu versuchen.

Die Präriejäger haben, wie alle alten Reiter und Krieger, ihre Kriegssignale, welche sie ausstoßen, um sich in den Stunden der Gefahr Hilfe zu verschaffen. Die Mehrzahl dieser Signale rufen einen Lärm hervor, den man sehr häufig in den Wüsten vernimmt. Wir ahmten den Schrei unseres kanadischen Freundes nach, der dem Geheul des Wolfes glich. Dieses Geheul, in gleichen Zwischenräumen dreimal ausgestoßen, zeigte die Anwesenheit eines der Unsrigen an. Der Dichter und ich wünschten öfters, uns in diesen musikalischen Übungen versuchen zu können, der Squatter und Furchtlos jedoch lockten am liebsten damit wirkliche Wölfe herbei. Township gab das verabredete Signal, aber eine Minute verstrich, ohne dass eine Antwort erfolgte. Ein zweiter Versuch blieb ebenfalls erfolglos, und nur das Echo der Berge gab uns unser Geheul vielfach zurück. Ein drittes Signal schien glücklichere Wirkung zu haben, denn drei ähnliche Rufe antworteten. Wir wandten uns eiligst in die Richtung, von welcher die so sehr ersehnten Töne herkamen. Unglücklicherweise bildeten die Bergwege eine Art Labyrinth, welche wir nicht direkt nehmen konnten, und wir verloren viel Zeit, um alle auf unserem Wege sich erhebenden Hindernisse zu überwinden.

Bald galt es einen Felsblock zu überklettern, bald einen Schlund zu vermeiden. Keuchend und stumm eilten wir

vorwärts, bis wir an den Eingang einer Felsschlucht gelangten, vor welcher wir anhielten und unserem Ziel ferner als näher gekommen zu sein fürchteten. Und in der Tat antwortete uns ein neuer Ruf von einer Seite her, welche der früheren ganz entgegen lag. Diesmal klang das Geheul so klagend, dass wir uns eines kalten Schauers nicht erwehren konnten.

Wir hatten einen falschen Weg eingeschlagen und mussten wieder umkehren. Ich eilte dem Squatter voran und machte ihn aufmerksam, dass die beiden erhaltenen Antworten wegen der ganz entgegengesetzten Richtungen nicht von ein und demselben Individuum herrühren könnten. Das erste Signal musste der kanadische Jäger, das zweite Terry gegeben haben. Als wir von Neuem einen jener tausendfach verschlungenen Bergwege verfolgten, erschallte wiederum ein dreimaliges Geheul, jedoch ebenfalls aus einer anderen Richtung, als die beiden früheren. War mein Gefährte von dem Jäger getrennt worden und war er es, der uns jetzt antwortete?

»Nein, nein«, sagte Township, dessen Stirn vom kalten Schweiß feucht war, »Euer Gefährte, der Franzose, heult in der Regel wie ein Tier, welches blökt, und da wir von drei verschiedenen Seiten her dieses Geheul vernommen haben, so glaube ich, dass es von einem wirklichen Wolfe herrührt, der ...«

Ein Schuss unterbrach den Squatter, ein neuer Ruf erfolgte, ein zweimaliges Heulen war zu hören.

In der fürchterlichsten Angst erwarteten wir den dritten Ruf, aber die Stille wurde nicht unterbrochen. Diese ent-

setzliche Einöde, diese steilen Berge, diese gähnenden Abgründe boten des Nachts einen so drohenden Anblick, dass ich meinen Mut bei dem Gedanken zu verlieren fürchtete, wenn vielleicht aus diesen Felsenwänden unsichtbare Feinde unsere Spur verfolgten, um uns, wie unseren unglücklichen Gefährten, dessen Stimme plötzlich verstummt war, dem sicheren Tod in die Arme zu liefern.

Wer war dem Tod nah? Terry, Furchtlos oder mein fröhlicher Freund? Wir eilten weiter, ohne unsere Gedanken auszutauschen. Der Atem des Squatters, fliegend und tief, verriet die quälende Angst seines Herzens. Wir durchirrten erfolglos einen Teil der Nacht und eilten ununterbrochen immer der Stimme nach, welche beständig vor uns her zu fliehen schien, als endlich auf ein erneutes Signal Townships die Rufe sich näherten und zwei Männer uns entgegenkamen. Es waren Furchtlos und sein Jagdgenosse.

Beide waren nach dem Lager zurückgekehrt, ohne Terry gesehen zu haben, nachdem sie gleich uns viel Zeit mit erfolglosem Suchen verloren hatten. Freiwillig schlossen sie sich uns an. Mit dieser Verstärkung begannen wir unsere gefahrvolle Unternehmung aufs Neue und wir wandten uns der Gegend zu, in welcher der Schuss gefallen war. Der Kanadier, eine Pechfackel in der Hand, führte unsere kleine Gruppe und hielt plötzlich an, um den Boden genau zu untersuchen. Endlich stieß er einen gellenden Schrei aus.

»Seht Ihr nicht diese Spuren hier?«, begann er, »ich erkenne hier deutlich die Tritte der mit Eisen beschlagenen Pferde weißer Räuber und die der nicht beschlagenen indianischen. Diese Schurken haben sich zu Plünderungen ver-

einigt.« Der Jäger unterbrach sich plötzlich. Ein klagender Ton, ähnlich dem des Totenvogels, durchdrang die Stille der Nacht.

»Die Töne kommen dicht bei uns aus dem Tal«, erläuterte der Jäger, »aber es ist sonderbar, noch nie habe ich den Schrei dieses Vogels vernommen.«

Ich machte den Kanadier auf den Squatter aufmerksam, welcher bei dem ersten Klang dieser ungewöhnlichen Laute den Kopf in seine beiden Hände sinken ließ und unter der Wucht eines gewaltigen Schmerzes zu erliegen schien. Dieser Zustand der Verzweiflung hielt indessen nur einen Augenblick an.

Der Squatter hob den Kopf wieder und antwortete dem Klage-ton des geheimnisvollen Vogels in gleicher trauriger Weise. Darauf lauschte er mit einer angstvollen Spannung, als wenn Tod oder Leben von der Erwidernng dieser Laute abhingen.

»Es ist das Familienzeichen«, sagte der Jäger leise zu mir. »Der Squatter wird die Stimme seines Sohnes erkannt haben.«

Eine Wiederholung dieses Tones, so schwach wie das leise Wehen eines Luftzuges in der Tiefe der Ebene bestätigte die Vermutung des Kanadiers.

»Er ist es, es ist Terry!«, schrie der Squatter und stürzte in Richtung dieses klagenden Tones.

Nach wenigen Augenblicken fanden wir den unglücklichen jungen Mann. Der väterliche Fluch schien zu frühzeitig seine traurigen Früchte hervorgebracht zu haben.

Terry lag getroffen, unbeweglich, erstarrt auf dem steini-

gen Boden. Townships Kraft war gebrochen. Der rohe Amerikaner warf sich, vom Vatergefühl überwältigt, über den Körper seines Sohnes, dessen bleiches Gesicht von den Strahlen des Mondes matt beleuchtet wurde. Township, von den schmerzlichsten Gefühlen gepeinigt, starrte sprachlos in das regungslose Antlitz seines Erstgeborenen und lauschte atemlos auf ein aufflackerndes Lebenszeichen. Terry schlug noch einmal die Augen auf. Hastig fragte ihn der Squatter, um den Ursache seiner tödlichen Verletzung zu erfahren.

Nach einigen Minuten konnte der sterbende junge Mann seinem Vater mit leiser Stimme eine kurze Aufklärung geben, von welcher ich nur die Worte »die Nacht am Arkansas« vernehmen konnte. Dies war das letzte Lebenszeichen des jungen Menschen, denn einen Wimpernschlag später hielt Township eine Leiche in seinen Armen.

Der Squatter war nicht der Mann, der lange Zeit unnütze Tränen über ein Opfer vergießt, dessen Mörder er nun kannte. Beim Anblick des toten Körpers erwachte das Verlangen nach einer fürchterlichen Rache in ihm. Vor allem galt es, dass der Leichnam nicht in die Hände der Indianer fiel. Wir machten eine Bahre von unseren Gewehren, legten den Toten darüber und schlugen den Weg zum See ein.

Der unerschrockene Jäger, durch mehrere verdächtige Anzeichen besorgt gemacht, trennte sich trotz unserer Bitten von uns und versprach, bald wieder zu uns zu stoßen. Township, der Dichter und ich kehrten allein ins Lager zurück. Nach einem raschen und beschwerlichen Marsch kamen wir dort an. Die größte Verwirrung herrschte an den

Ufern des Sees, alles war in furchtbarer Aufregung. Fackeln, welche überall angezündet waren, warfen ein unheimliches Licht auf die bestürzten Gestalten der Goldsucher. Nachdem wir nicht weit vom Zelt des Squatter Terrys Leichnam niedergelegt hatten, ließen wir Township, dessen Schmerz wir ehren zu müssen glaubten, seine Familie allein aufsuchen. Ein Blick auf unsere Wagen zeigte uns, dass bisher noch kein Angriff versucht worden war. Wir eilten daher beruhigt dem See zu, um uns unter die verschiedenen Gruppen zu mischen und uns über den Grund des nächtlichen Aufruhrs zu erkundigen. Die einen behaupteten, dass die Veranlassung zu diesem Lärm durch ein in den Bergen vernommenes Kleingewehrfeuer entstanden sei, während andere versicherten, dass mehrere seit dem Morgen abwesende Goldsucher Opfer eines durch Indianer unternommenen Überfalls geworden sind. Während wir uns bemühten, die aufgekommenen Gerüchte durch den wahren Tatbestand aufzuklären, entstand plötzlich eine neue ungewöhnliche Bewegung in dem Haufen.

Zwei Männer wurden von einer wild erregten Menge herbeigebracht und mit den heftigsten Verwünschungen von allen Seiten überschüttet. Ich erkannte den Alkaden und seinen unverschämten Begleiter wieder. Man klagte sie an, gemeinsame Sache mit den Räufern gemacht zu haben, welche einen Handstreich auf das Lager versucht hatten, aber in die Berge zurückgetrieben worden waren.

»Meine Herren«, jammerte der Alkade, »ist es nicht traurig genug, dass eine Gerichtsperson im Dienste eines Gauners sein muss, den er schon dreimal zum Tode verurteilt

hat? Ich suche Gold auf dessen Rechnung, der mich bezahlt, und im Übrigen bin ich unschuldig.«

»Was habe ich verbrochen?«, rief der langhaarige Taugenichts. »Ich habe die Idee gehabt, mich der Dienste eines Alkaden zu bedienen. Das ist rechtens, das ist erlaubt. Ich verbürge mich für diesen Mann. Ich, ein dreimal zum Tode Verurteilter, bin gewiss nicht zu verachten, wie mir scheint.«

Der Gauner warf einen beschützenden Blick auf den Alkaden. Aber trotz ihrer erdichteten Ausreden hätten die beiden Unglücklichen der rächenden Hand der einmal misstrauischen Goldsucher nicht entrinnen können, wenn nicht ein dritter Gefangener die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Furchtlos kehrte von seiner Exkursion zurück und brachte den mexikanischen Vaquero, den er mit Stricken an sein Pferd gebunden hatte, mit sich. Der Alkade und sein würdiger Genosse benutzten diese plötzliche neue Situation und flohen mit einer staunenswerten Behändigkeit, welche allen Mexikanern angeboren ist.

Der Jäger ritt auf mich zu. »Ich bringe hier«, rief er, »einen Menschen, für den es gut sein wird, wenn er unserem Freund Township gegenübersteht. Es ist ein alter Bekannter von uns aus jener Nacht am Arkansas.«

Der Vaqueros machte einen Versuch, sich loszureißen.

»Ruhig!«, schrie der Kanadier ihm zu und riss den Mantel ab, welche die Figur des Gefangenen bedeckte, der von Blut und Staub befleckt fast nicht wiederzuerkennen war.

»Caramba!«, fluchte der Bandit mit matter Stimme. »Seit

meiner Fahrt auf dem Arkansas bin ich niemals so fest gebunden worden.«

»Ihr werdet nie wieder tapfere Leute irreführen. Und ihre Signale nachahmen«, entgegnete ihm der Jäger, »und niemals wieder den goldhaltigen Boden Kaliforniens durchwühlen können. Ihr seid am Ende Eurer Sünden, Ihr schändlicher Goldsucher.«

»Goldsucher!«, rief der Mexikaner stolz. »Wofür haltet Ihr mich? Für einen elenden Gambusino? Ich durchwühle den Sand nicht. Anstatt den goldhaltigen abzubauen, beute ich lieber die Goldsucher selbst aus, und das ist ein besseres Geschäft.«

Der Kanadier antwortete auf diese Verhöhnung nicht, sondern gab seinem Pferd die Sporen. Ich folgte ihm und seinem Gefangenen zu Townships Zelt. Der alte Kanadier erzählte mir auf dem Weg, dass er den Mexikaner nicht allein, sondern mit drei anderen Banditen angetroffen habe, die aber vor seiner Büchse die Flucht ergriffen hätten, während er den Mexikaner festhielt.

»Seid Ihr neugierig, das Lynchgesetz einmal anwenden zu sehen?«

»Was meint Ihr damit?«, fragte ich bestürzt. »Glaubt Ihr, dass der Squatter ...«

»Der Squatter ist im Recht«, erwiderte Furchtlos, »der Mann, den ich ihm bringe, ist der Mörder seines Sohnes. Township wird Recht sprechen und vollführen ... Ihr versteht mich?«

Ich verstand den Kanadier, gelobte mir aber, der fürchterlichen Szene nicht beizuwohnen, welche sich zwischen

Township und dem Mörder seines Sohnes ereignen musste. An der Wohnung des Squatters angelangt, trennte ich mich von dem Jäger und ging mich in mein Zelt. Erschöpft von den vielfachen Aufregungen und Strapazen der Nacht, warf ich mich auf mein Lager, um im Traum den finsternen Bildern zu entfliehen, in welchen Gier, Rohheit, Frechheit, Sittenlosigkeit und Betrugerei, die Laster der Zivilisation mit denen des Barbarismus zu einem furchtbaren Kontrast sich vereinigten. Der Schlaf hatte sich noch nicht auf meine Augen gelegt, als ich einen Entsetzensschrei von allen Echos des Tales und der Berge schmerzlich widerhallen hörte. Ich erfuhr von Furchtlos und dem Romandichter, welche einige Zeit darauf bei mir eintraten, dass man den Vaquero unter den Augen des unbeugsamen und unveröhnlichen Squatter in die Fluten des Sees gestürzt hatte. Die Lynchjustiz war vollstreckt. Am nächsten Morgen war ich vor Entsetzen und Unruhe fieberhaft aufgeregt und musste das Zelt hüten. Furchtlos allein verstand und begriff meinen Widerwillen gegen dieses Leben. Der Romandichter hatte noch nicht alles Vertrauen auf seinen Glückstern verloren, wie ich, und würde es für eine Torheit gehalten haben, ein Land so rasch zu verlassen, das ihn zum Millionär machen konnte. Township von tiefer Trauer überwältigt, dachte nicht mehr daran, einen Boden zu verlassen, in dem sein unglücklicher Sohn begraben lag. Ich nahm Abschied von seiner Familie, an deren Geschick ich früher meine ganze Zukunft zu knüpfen entschlossen war. Ich schied von dem mutigen Franzosen, der in diesem traurigen Tal Kaliforniens dieselbe Sorglosigkeit und Heiterkeit

sich bewahrte, welche er an den grünen Ufern des Ohio bereits zur Schau getragen hatte. Wenige Stunden darauf marschierte ich mit Furchtlos zu den Ebenen des Sacramento und einige Tage später schiffte ich mich in San Francisco nach New York ein. An den Ufern des Hudson traf ich eine arme Familie aus dem Elsass, welche nach Amerika ausgewandert war, um ihre ausdauernde und geschickte Tätigkeit den Diensten eines Land- und Waldbesitzers anzubieten. Als ich mit dieser kleinen, aber intelligenten und arbeitsamen Kolonie in Red Maple wieder angelangt war, vertauschte ich ohne Zögern das Leben eines Farmers mit dem des Goldsuchers. Nun liebe ich bereits diese Art von Tätigkeit, welche zwar ihre großen Beschwerden aber auch ihre nutzbringenden Seiten hat. Den Kampf mit einer wilden Natur, die Urbarmachung eines rauhen, wüsten Bodens unter beständigen und schweren Mühen werden lange Zeit noch die Auswanderer aller Länder ins gemeinschaftliche Arbeiten gegen die Urwälder der neuen Welt zu führen haben.

Der kanadische Jäger widerstand allen meinen Bitten, um ihn an meine Besetzung zu fesseln, denn er konnte sich nicht von seinen langen Wanderungen, seinen gefahrvollen Jagden und seinen end- und ziellosen Zügen durch die Prärien trennen.

Der Romandichter schrieb mir, dass er durch Auffinden einer starken Goldader ein reicher Mann geworden sei und in sein Vaterland zurückzureisen gedenke. Dieser Entschluss setzte mich in Erstaunen und betrückte mich auch. Ich verlor an ihm einen Freund, der mir durch seinen ener-

gischen Charakter und unbesiegbaren Humor lieb geworden war. Ich fürchte, dass er unter Frankreichs kläglichen und drückenden Verhältnissen es oft, aber zu spät bereuen wird, dem freien Amerika den Rücken gekehrt und das ruhige und sichere Leben eines ländlichen Grundbesitzers mit dem untätigen eines Kapitalisten vertauscht zu haben. Township hatte es aufgegeben, wie mir mein Nachbar, der Farmer, mitteilte, den Sandboden Kaliforniens aufzuwühlen und sich einige Ländereien in Virginia gekauft hatte, um sie zu bebauen, da diese in seinen Augen den unvergleichlichsten Vorzug seines Geburtslandes bildeten. Der Tag ist vielleicht nicht fern, an welchem für ihn der zweite Teil in dem Leben der Squatter beginnen wird, wo er als begüterter Eigentümer den ruhigen Besitz seiner rechtmäßigen Beszung, die Beständigkeit seines Herdes und die Zufriedenheit seiner Familie dem Wechsel eines abenteuerlichen Lebens und ungesetzmäßiger Übergriffe verziehen wird.

Ende

